

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Son- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit Illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislise für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Finanzielle Zukunftsmusik.

Wie schnell sich alles ändern kann! Als die Franzosen ihre fünf Milliarden Kriegskosten anscheinend leicht abtrugen und als darauf auch noch eine Periode industrieller Prosperität folgte, da war Alles erstaunt über die großartige finanzielle Leistungsfähigkeit Frankreichs. Man glaubte damals — und nicht nur in Frankreich selbst — es sei das goldene wirtschaftliche Zeitalter für die Franzosen angebrochen und als die Abgeordnetenversammlung noch einige Anläufe zu Steuerermäßigungen nahm, da war des Jubels kein Ende mehr zu finden.

Und nun? Der Jubel ist verstummt, denn Diejenigen, die jetzt einen Grund hätten, sich über die finanziellen Verhältnisse Frankreichs zu freuen, die Vampyre der Börse und ihre Genossen, streichen ihren Gewinn wohlwollend mit Stillschweigen ein, denn sie haben allen Grund dazu. Allein außer diesen hat auch Niemand Grund zu frohlocken, denn wie ein dräuender und drückender Alp lagern sich die finanziellen Lasten auf der Brust des französischen Staates und Volkes. Die Ausgaben des französischen Staates sind so sehr gewachsen, daß nunmehr die Bedrängniß, wie dieselben zu decken sind, beinahe so groß geworden ist, wie die Beklemmung des französischen Finanzwesens vor etwa hundert Jahren. Nur — und das darf man nicht vergessen — sind heute die Hilfsquellen zahlreicher und ergiebiger. Vor hundert Jahren waren die großen Güter des Acker und der Weidlichkeit, die vielleicht zwei Drittel des ganzen Grund und Bodens ausmachten, so ziemlich steuerfrei und das ist denn doch heute anders geworden.

Das französische Ausgabebudget wird, wie eine kundige Feder in der „Frankfurter Zeitung“ dargethan hat, in dieser Zeit so ziemlich die Höhe von 4000 Millionen Francs erreichen. Ein großer Theil dieser Ausgaben ist durch die Verzinzung der Staatsschulden nothwendig geworden, die in Frankreich bei den vielen Staatsumwälzungen und den stets wechselnden Systemen eine formidable Höhe erreicht haben. Allein damit waren den Spekulationen der Franzosen keine Grenzen gezogen; sie warfen das Geld mit vollen Händen hinaus. Da kamen die kostspieligen und vielfach unrentablen Bauten von Häfen, Eisenbahnen und Straßen durch Herrn von Freycinet, da kamen die Kriege mit Tunis, mit Madagaskar, mit Anam, Tonking und China, und vorläufig ist noch Nichts erreicht, als daß die Ausgaben des französischen Staates in raschem Steigen begriffen sind.

Wer trägt nun diese ungeheueren Lasten? Doch nur das französische Volk ihrem wesentlichen Theile nach, denn die „oberen Zehntausend“ haben sich auch in Frankreich

bequem zu betten gewußt und überlassen es der großen Masse, den Haupttheil der Staatslasten zu tragen. Indirekte Steuern auf nothwendige Lebensbedürfnisse sind das Hauptmittel, um die Summen für die unergründlich scheinende Staatskasse aufzubringen. Und daher ist nun auch noch eine wirtschaftliche Krise eingetreten; aus allen Ecken und Enden erschallt der Ruf, daß Hunderte, Tausende von Arbeitern brotlos sind und sich in diesem strengen Winter in der äußersten Noth befinden. Daß Frankreich nicht so dicht bevölkert ist wie etwa Deutschland, daß sein Grund und Boden ertragsreicher sei, galt bisher bei den Franzosen und auswärts als die Grundlage besserer wirtschaftlicher Zustände in Frankreich. Allein die Einfuhr von Getreide, von Fleisch und Vieh hat in Frankreich zugenommen; mithin ist die französische Landwirtschaft immer weniger fähig geworden, die Bevölkerung zu versorgen, und doch beweist auch das Darniederliegen der Geschäfte, daß die Konsumtionskraft der Massen keineswegs gestiegen ist.

Und alledem gegenüber die waghalsigen und kostspieligen Unternehmungen der Regierung! Was die Kriege in Asien und Afrika verschlungen haben und noch verschlingen werden, davon läßt sich augenblicklich noch gar keine Berechnung machen; man betrachte aber nur einmal die Summen, die das regelmäßige Militärbudget verschlingt. Das Landheer kostet in Frankreich jährlich 496 Millionen, die Flotte über 200 Millionen Francs und dabei sind die Pensionen noch nicht eingerechnet.

Nun sagt man, diese beklemmenden Zustände seien eine Folge der leichtsinnigen Wirtschaft in Frankreich. Die Minister, die Politiker, die Deputirten hätten nicht den nöthigen Ueberblick über die Finanzzustände, man müsse für alle Sünden büßen u. dgl.

Das ist zweifellos alles richtig, allein es ist nicht die Hauptsache. Daß Frankreich so sehr abwärts geht, liegt in dem staatswirtschaftlichen System und dieses ist im Ganzen und Großen bei allen europäischen Großstaaten dasselbe. Bei Frankreich schreitet die Zerrüttung der finanziellen Kräfte nur deshalb so schnell fort, weil Frankreich so sehr an alten Schäden leidet und vielfach mehr als andere Staaten für alle Sünden zu büßen hat. Im Allgemeinen aber ist's überall dasselbe; die Ausgaben der Staaten für unproduktive Zwecke wachsen und in demselben Maße wird die Konsumtionskraft und auch die Steuerkraft der Massen schwächer, denen doch der Haupttheil der Staatslasten aufgebürdet wird. Vermehrte Ausgaben auf der einen, vermehrte Armut auf der andern Seite, — das ist die Signatur der finanziellen Lage Europas. Die Wenigen, in deren Händen die Reichthümer zusammenfließen, sind aber verhältnismäßig gering belastet.

So haben sich die finanzpolitischen Zustände überall entwickelt, unabhängig von der äußerlichen Form des Staates. Das sollte Beweis genug sein, daß die alten Rezepte der Staatskunst verbraucht sind und daß man gut thut, auf neue zu sinnen.

Politische Uebersicht.

Die Schutzöllner bemühen sich, nachzuweisen, daß seit Einführung der Schutzölle eine Besserung in wirtschaftlicher Beziehung eingetreten sei, und folgern aus der angeblich vorhandenen Besserung, daß nach Einführung noch höherer Ölle, eine noch gesteigerte gewerbliche Thätigkeit eintreten werde. Die „Nordd. Allg. Zig.“ bemüht sich ganz besonders, eine derartige Schlussfolgerung als logisch und berechtigt hinzustellen. Es sei ferne von uns, zu bestreiten, daß verschiedene Großindustrielle thatsächlich durch den Schutzölle mehr Aufträge und auch größeren Gewinn erzielt haben; ob aber die Arbeiter an diesem Gewinn partizipirten, das ist sehr zweifelhaft. Wie haben im Gegentheil sogar Beweise, daß die Arbeitslöhne nach den Schutzöllen noch gesunken sind. So z. B. zeigt der Jahresbericht des unter Leitung des Geheimen Raths Baare stehenden Bochumer Gußstahlwerkes, daß in diesem Werke, dessen Direktor ja einer der tapfersten Vorkämpfer der modernen Wirtschaftspolitik ist, im letzten Jahre der Arbeitslohn um zirka drei Prozent gefallen ist, ein Rückgang, der bei der Vertheuerung so vieler Konsumartikel durch die Schutzölle und im Hinblick auf die bevorstehende Erhöhung der Getreideölle sicherlich kein Zeichen dafür ist, daß sich die Lage der Arbeiter unter der Herrschaft der Schutzölle gebessert hat.

Zur Hebung der Seefischerei wurden in den letzten Wochen aus verschiedenen Kreisen Vorschläge gemacht. Es wird behauptet, daß Deutschland in diesem wichtigen Erwerbszweig, trotz günstiger Wasserverhältnisse, weit hinter anderen Ländern zurücksteht und daß für importirte Seefische jährlich viele Millionen außer Landes gehen, die sehr wohl von deutschen Fischern, Schiffbauern, Böttchern, Segelmachern, Kapitalisten u. s. w. verdient werden könnten. Da das deutsche Privatkapital keine Neigung hat, in dieser Sache selbstständig vorzugehen, so glaubt man, wie die „Köln. Zig.“ hört, daß das Reich und seine Glieder antregend und unterstützend eintreten müssen. Von den verschiedenen Vorschlägen, welche in Bezug hierauf gemacht wurden, sind zu erwähnen: 1) Staatliche Gewährung eines mäßigen Zinses einer Fischerei-Aktiengesellschaft auf eine Reihe von Jahren, 2) Prämien für die Fischerei (ähnlich wie in Holland), 3) Trennung der gesetzlichen Vorschriften für Kaufmännel- und Fischerei-Fahrzeuge, 4) Herabsetzung der Musterungsgebühren und Vorkosten für die Fischerei-Fahrzeuge, 5) Ermäßigung der Eisenbahntarife für Fische. — Also, weil die Kapitalisten keine Neigung haben, ihr Geld zu riskiren, soll der Staat, d. h. die Gesamtheit der Steuerzahler, das Risiko übernehmen! — Merkwürdig ist, daß diese Vorschläge von Leuten kommen, die dem Staat das Recht bestreiten, das Versicherungswesen und ähnliche Insti-

Rothdruck verboten.

Feuilleton.

52 Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dug.

(Fortsetzung.)

„Der Ansicht bin ich auch, und aus diesem Grunde schon allein bin ich bereit, mich in die Launen des Königs zu fügen.“

„Was Ihrerseits ein Opfer ist, Herr von Wredow“, nahm Barr wieder das Wort, „denn wie ich weiß, hätten Sie in Ihrer Heimath eine bessere Stellung bekleiden können, wenn Sie es gewollt hätten; und wenn Sie es nicht gewollt hätten, so gewährte Ihnen Ihr Vermögen die Mittel, das Leben eines kleinen preussischen Rabobbs zu führen.“

„Ich habe mein Loos selbst gewählt, Mr. Barr, ich darf mich nicht beklagen, wenn ich es auch wollte; aber ich habe keine Ursache, mich zu beklagen. Ich habe das Glück eines ziemlich bedeutenden Reichthums eingetauscht gegen das Glück der Liebe.“

„Ich hätte über die Veranlassung Ihrer Entfernung aus Deutschland gern etwas Näheres gewußt. Der König fragte mich diesen Morgen darnach, und ich versprach, ihm nächstens darüber Genaueres mitzutheilen.“

„Die Veranlassung meiner Flucht darf Jeder wissen, lieber Herr Barr, ich mache kein Geheimniß daraus!“ antwortete Wredow. „Wenn Sie mich in meine Wohnung begleiten wollen, so will ich Ihnen in Gegenwart meines lieben Weibes die Geschichte erzählen.“

Barr nahm die Einladung gern an und folgte seinem Freunde in das Logirhaus, wo dessen junge Gattin, trotz der vorgerückten Tageszeit, ihn noch mit einigen Erfrischungen erwartete.

„Mein theurer Bruno!“ rief sie, als er eintrat, „ich habe mich fast um Dich geängstigt, da Du so spät fortbliebst.“

„Ei, wußtest Du denn nicht, daß ich an der königlichen Tafel war?“

„Das wohl!“ erwiderte sie; „allein in der fremden

Stadt, wo man auf den Straßen nichts als wilde Tumulte, Waffengeklirr und Toben aller Art vernimmt, da wird einem bange, wenn man das theuerste Besitztum mitten in diesem Tumult weiß.“

„Du darfst ohne Sorge um mich sein. Sieh', ich habe unsern Freund mitgebracht, dem ich meine Anstellung bei Hofe verdanke.“

Die junge, schöne Frau reichte dem Gaste die Hand.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen“, sagte sie, „meinen Mann begleitet zu haben. Sie häufen eine Verpflichtung auf die andere; doch seien Sie überzeugt, daß Sie für Alles, was Sie uns Gutes gethan, bei mir ein dankbares Herz finden.“

„Sie haben keine Ursache zu danken“, antwortete Mr. Barr galant; „geschieht doch den Europäern hier der größte Gefallen damit, unsere Gesellschaft vermehrt zu sehen durch einen lieben Freund und seine bezaubernde Gattin.“

„Ich danke Ihnen“, antwortete sie ein wenig erötend, „für die gute Meinung, fürchte aber, in Indien wenig Ehre zu erwerben, schon deshalb, weil ich hier dem Hofleben keinen Geschmack abzugewinnen vermag.“

„Du sehnst Dich zurück nach der Heimath!“ sagte Wredow fast vorwurfsvoll. „Bist Du nicht glücklich bei mir?“

„Bruno, wie darfst Du daran zweifeln! antwortete sie, seine Hand ergreifend und ihm zärtlich in's Auge blickend. Aber leugnen will ich es nicht, daß ich glaube wir wären glücklicher in der Heimath, in der Nähe unserer Eltern, unserer Verwandten und aller Derer, welche wir lieben.“

„Geduld, Geduld, theures Weib, vielleicht kommt auch noch die Zeit, da uns die Rückkehr in die Heimath gestattet ist. . . . Für jetzt weißt Du, sind uns die feindlichen Väter noch ein Hinderniß. . . . Du hebst übrigens gerade das richtige Thema an, denn unser Freund Barr hat mich lebhaftig zu dem Zwecke begleitet, die Geschichte unserer Flucht und Heirath zu hören. . . . Ich sehe, Mr. Barr daß meine sorgsame Frau ein Abendessen servirt hat, ob-

gleich sie weiß, daß wir soeben von der Tafel gekommen. . . . Mein Wein ist vielleicht nicht so gut, als der Wadschid Mi's, aber er wird mindestens aus eben so gutem Herzen geboten und von so schöner Hand kredenzt, als dort. Lassen Sie uns also noch ein Glas mit einander trinken.“

Sie setzten sich, und Lubmilla nahm in der Nähe des Tischs Platz.

Wredow begann:

„Ich war Offizier in einem preussischen Husarenregiment; mein Vater ist ein reicher Grundbesitzer. Gut und Schloß Stolzenburg mit den dazu gehörigen Vorwerken gehören unstrittig zu den schönsten und solidesten Besitzungen.“

„Der Name ist mir wohlbekannt, obwohl ich nicht Deutscher bin“, antwortete Barr.

„In der Nähe meines väterlichen Hauses“, fuhr Wredow fort, „und an der Grenze meiner väterlichen Besitzungen liegen die Güter des Barons von Steinenberg, des Vaters meiner theuren Lubmilla. Beide Familien waren sonst eng befreundet, besuchten einander häufig, und schon als wir Beide noch sehr jung waren, lernten wir uns kennen und lieben. Die rosigste Zukunft stand uns bevor, ich der Majoratserbe eines herrlichen Guts, Lubmilla die Tochter eines ehrenwerthen, ebenbürtigen Mannes, ebenfalls reiche Erbin. Was hatten wir für die Zukunft zu fürchten?“

„Da aber hatten uns das feindliche Geschick in Gestalt eines Zerwürfnisses, das unsere Väter von einander trennte. Verschiedene politische Ansichten traten schroffer und schroffer hervor, und erweiterten die ehemaligen Freundschaft zur völligen Unversöhnlichkeit, ja zum tödtlichen Haß.“

„Wie bei uns die Yorks und Tudors!“ bemerkte Mr. Barr.

„Oder wie die Welfen und die Ghibellinen“, sagte Lubmilla lächelnd hinzu.

„Oder wie die Capuletti und Montecchi“, sagte Wredow, „und mit dem Zwiespalt dieser letzten Familien hatte der der unfriegen auch noch das Aehnliche, daß wir Kinder

tutionen zu verwalten. Freilich giebt es bei solchen Institutionen kein so großes Risiko, sondern im Gegentheil feste Dividenden, und darum, Bauer, ist das etwas anderes.

Der Heller, resp. der halbe Pfennig, wird wahrscheinlich seine Auserhebung resp. Einführung erleben. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ machte in einer der letzten Nummern für Einführung einer kleineren Münze Propaganda. Zur Begründung des Vorschlags führt sie folgendes an: „Wie wir hören, macht sich in Bayern unter den Arbeitern mehr und mehr das Bedürfnis darnach geltend, ein kleineres Geldstück als den Pfennig zu besitzen. Unserer heutigen Geldwährung fehlt es an einer Geldsorte, durch welche die Werte derjenigen Unterabtheilungen der Masse, nach denen die notwendigsten Lebensmittel von den ärmeren Klassen gekauft zu werden pflegen, zu einem genaueren Ausdruck gebracht werden könnten, und die Folge davon ist, daß diese Unterabtheilungen, wie z. B. das Quart oder der fünfte Teil eines Pfundes von den Konsumenten über ihren Werth bezahlt werden müssen.“ — Es folgt dann eine Berechnung, wonach der Verlust, den die ärmeren Klassen auf diese Weise beim Einkauf der einzelnen Lebensmittel zusammen erleiden, sich auf mindestens 20 M. im Jahr per Kopf beläuft; schäme man den Bestand dieser Klassen in ganz Deutschland auf 30 Millionen, so ergebe sich ein Verlust von 600 Millionen Mark jährlich, welche in die Tasche des Zwischenhändlers fließen.

Die Einberufung des preussischen Landtages beschäftigt auch die „N. Z.“. Sie schreibt: „In etwa vierzehn Tagen wird der preussische Landtag einberufen werden. Ueber das Arbeitspensum, welches ihm zugedacht ist, herrscht noch außerordentliche Unkenntnis. Außer dem Etat ist kaum eine andere größere Vorlage bekannt, welche dem Landtag mit Sicherheit zugehen wird, und was darüber da und dort in den Blättern verlautet, dürfte lediglich auf Kombinationen beruhen. Insbesondere dürfte dies mit den Angaben über Steuererhöhungen der Fall sein. Die Vermuthung, daß in der bevorstehenden Landtagssession ein neuer Anlauf zur Steuerreform genommen werden wird, ist allerdings nahelegend genug; in wie fern aber auf die Projekte der vorigen Session zurückgegriffen wird, entzieht sich noch der Kenntniß weiterer Kreise. Auch über die Wiedereinbringung des Rothkommunalsteuergesetzes und der Kanalarbeit, sowie über die Ausdehnung der Verwaltungsreform (auf Hessen-Nassau) ist Sicheres nicht bekannt. Die Regierung soll die Absicht haben, die Landtagssession auf das knappste Maß zu beschränken; man wird aber bezweifeln dürfen, ob ihr dies bei so vielen dringenden Aufgaben gelingen wird. Auch über die weitere Theilnahme zwischen Reichstag und Landtag scheinen noch keine Beschlüsse gefaßt zu sein.“

Zu der Frage der monarchischen Spitze des Kongostaates bemerkt die „Nat.-Ztg.“, daß sie bereits vor längerer Zeit in der Lage gewesen sei, ein Verfassungsprojekt für den Kongostaat mitzutheilen. Nach diesem Projekte war in der That der König der Belgier als Suzerän dieses Staates in Aussicht genommen, an dessen Stelle, falls die belgische Verfassung Schwierigkeiten bereite, der Graf von Flandern treten sollte. Im Kongostaat selbst solle ein Statthalter fungieren, während die Vertretung des neuen Staatswesens in Brüssel durch eine besondere Delegation erfolgen würde. Die Konstitution des Kongostaates wird jedenfalls nach allseitig erfolgter Anerkennung unabhängig von den an der Konferenz beteiligten Mächten erfolgen.

Gemeinsame Maßregeln der Mächte gegen Anarchisten? Aus Berlin erhält die „Allgemeine Korrespondenz“ von angeblich zuverlässiger Seite die nachstehende Mittheilung: „Ich bin in den Besitz der folgenden glaubwürdigen Information gelangt: Eine Vereinbarung zur Unterdrückung der Anarchisten (die wahrscheinlich das Resultat der Zusammenkunft in Skerniewice ist) ist zwischen Oesterreich, Deutschland und Rußland abgeschlossen worden. Wie hinzugefügt wird, wurde auch Frankreich über den Gegenstand konsultirt und hat der Vereinbarung zugestimmt. Der Hauptzweck ist die Unterdrückung der wachsenden nihilistischen Tendenzen in der Armee und Flotte. Es wird empfohlen: I. Art. 1. Die strengste Ueberwachung der Quartiere und Speise-Anstalten der Offiziere und Soldaten in- und außerhalb der Kasernen. Art. 2. Genaue Prüfung der ankommenden und abgehenden Korrespondenz. Art. 3. Giebt detaillierte Pläne von geheimen Mitteln, die zur Erlangung der gewünschten Auskunft angewandt werden können, und lenkt die besondere Aufmerksamkeit auf den Werth der Ueberwachung weiblicher Personen, deren Gesellschaft von Verdächtigen frequentirt wird. Art. 4. handelt von der Rückzahlung, Belohnungen und einen freien Pardon denjenigen anzubieten, die als Kronzeugen auftreten wollen. II. Anwendung der obigen Prinzipien, so weit dies angänglich ist, auf die Marine. III. Erläuterung ausführlich das von den Nihilisten behufs Förderung ihrer abscheulichen Pläne gewöhnlich beobachtete Verfahren.“ Der Gewährsmann der „Allg. Corr.“ behauptet weiter, daß diese Vereinbarungen in den letzten beiden Monaten bereits verschiedentlich zu praktischer Geltung gelangt wären und weist in dieser Beziehung auf die vielbesprochenen Durchsuchungen der Kasernen und sonstigen Soldatenquartiere in Deutschland hin. Auch in

von einander getrennt wurden, daß man jede Annäherung unter uns für einen Frevel anseh.

„Unsere Herzen aber blieben von dem Zwiespalt der Eltern unberührt. Ludmilla benachrichtigte mich, daß eine Gelegenheit, uns wieder zu sehen, sich biete, da sie im Begriff sei, in eine Pension nach Wildenhain zu gehen. Ich nahm unter dem Vorwande, eine Bergnügungsreise nach Berlin und der Sächsischen Schweiz zu unternehmen, von meinem Regiment Urlaub. Einige Freunde begleiteten mich. In Berlin traf ich mit Ludmilla zusammen. Da wir uns mit dem Willen unserer Eltern nicht angehören durften, so beschloßen wir zu fliehen; nur die Freunde, welche mich begleiteten, waren für mein Vorhaben ein Hinderniß, doch hoffte ich, mich von diesem Hinderniß auf der Reise nach der Sächsischen Schweiz befreien zu können. Einen einzigen meiner Freunde, den Lieutenant Rodenburg, zog ich in's Vertrauen. Ich entdeckte ihm eines Tages, als wir eine Tour nach dem Königstein machten, mein Vorhaben und bat ihn um seine Unterstützung. Ich hatte geglaubt, daß er, den ich sonst für meinen besten Freund gehalten hatte, mir bereitwillig seine Hand bieten würde; doch unerwarteter Weise stieß ich bei ihm auf den heftigsten Widerstand.“

„Du darfst ihm deshalb aber nicht zürnen,“ sagte Ludmilla mit sanfter Stimme; „Herr Rodenburg war ein ehrenwerther Charakter, und seiner redlichen Gesinnung widersetzte die Zumuthung, seine Hand zu einer That zu bieten, die er nicht für ehrenwerth hielt.“

„Ich zürne ihm auch jetzt nicht mehr; damals aber geriethen wir darüber in einen heftigen Wortwechsel. Ich wies seine Vorwürfe mit Entschiedenheit zurück und warf ihm vor, keine freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich zu hegen.“

Er blieb dabei, daß es unehrenhaft sei, ein junges Mädchen einem ungewissen Schicksal Preis zu geben, sie ihren Eltern zu entführen und auch mich durch die Flucht meinem Elternhause zu entfremden.

„Gerecht durch seinen Widerspruch, ward auch ich ungerecht gegen ihn und ließ mich zu der spöttischen Bemerkung hinreißen, daß er sich wahrscheinlich aus dem

Rußland seien in jüngster Zeit noch schärfere Nachforschungen als gewöhnlich vorgenommen, während Oesterreich mit entsprechenden Maßregeln bis jetzt anscheinend noch zurückgehalten habe. Dagegen seien auch in Frankreich und der Schweiz in den letzten drei Wochen häufige Recherchen veranstaltet, indessen, aus naheliegenden Gründen, möglichst geheim gehalten. Die bisherigen Ergebnisse der Nachforschungen bezeugen der Korrespondent der englischen Korrespondenz als sehr unbedeutend, jedoch dies „sei nur das dünne Ende des auszutretenden Keils“ gewesen und binnen Kurzem würde mit ausgedehnteren und durchgreifenderen Maßregeln vorgegangen werden. — Wir müssen dahingestellt sein lassen, in wie weit die obigen Angaben begründet sind — vielleicht stellen dieselben ein Gemisch von Wahrern und Falschem dar.

Ueber die Reorganisation des preussischen Landrathsamtes brachten die Grensböten einen augenscheinlich aus offizieller Feder stammenden Artikel, der den Beweis erbringen sollte, daß die Landräthe überbürdet seien. Zur Erleichterung werden in demselben zwei Abhilfsmittel vorgeschlagen: Erstens die Verkleinerung der Kreise, zweitens die Beigabe besonderer Hilfsbeamten (Regierungsassessoren). Soweit es sich um besonders ausgedehnte oder volkreiche Kreise handelt, kann man — so meint die „Frankf. Zeit.“ — ja die Frage der Theilung von Fall zu Fall erörtern. Eine generelle Reduktion der Kreise aber auf 40 000 Einwohner oder noch weniger, wäre finanziell oder politisch sehr bedenklich. Von 463 landrathslichen Kreisen (ober dem ähnlichen Gebilden) sind etwa 100 von weniger als 40 000 Einwohnern bewohnt: es würden also mehr als 300 Kreise zu theilen sein, d. h. für den Fall, daß man aus zwei Kreisen drei macht, würden etwa 150 neue Landrathsstellen mit allem Zubehör erforderlich sein. Ob gerade bei der Reform der Selbstverwaltung dieses Resultat erwartet wurde, erscheint doch sehr zweifelhaft. Die Bestellung besonderer Hilfsbeamten erscheint politisch betrachtet noch viel bedenklicher. Es klingt ja ganz schön, daß die jungen Beamten auf diese Weise praktisch in die Verwaltung eingeführt würden. Aber wenn der Landrath überbürdet ist, dann ist er jedenfalls nicht die geeignete Person, einen jungen unerfahrenen Beamten zu unterrichten; diese ganze Arbeit würde doch schließlich dem Kreisdeputirten obliegen, der dem jungen Assessor wohlbureaucratische Routine und Formen, aber keine praktische Verwaltungsmethoden lehren könnte. Wenn der Landrath überbürdet ist, dann sollte man ihm in erster Linie die politische Agitation, die Aufstellung und Vertheidigung der gubernementalen Kandidaturen, kurz die ganze Wahlagitation abnehmen. Wenn man dem Landrath einen ständigen Stellvertreter giebt, dann leidet einmal die Selbstverwaltung der Kreise. Schon jetzt befehlt ja die Regierung bei längerer Behinderung des Landraths einen kommissarischen Amtverweser, statt dem Kreisdeputirten, dem ehrenamtlichen Vertreter des Landraths, die Arbeit zu übertragen. Der junge Assessor würde bei der gemeinsamen Arbeit mit den Laien nicht immer dasselbe Vertrauen finden, wie der Landrath, der doch meist im Kreise angefahren ist. Hat der Landrath aber einen ständigen Hilfsarbeiter, dann wird er erst recht sich der politischen Agitation widmen und für das Parlament kandidiren, namentlich wenn der Staat ihm dann auch noch Equipagegelder zahlt — wie der Artikel in den „Grensböten“ verlangt — damit er seine Agitationsreisen auf Staatskosten machen kann. Es genügt ja nur ein leiser Wind der Regierung, um dem Landrathen jede politische Agitation, jedes Kandidiren zu verleiern. Wenn der Landrath darauf aber verzichtet und sich mit dem Elemente in seinem Kreis auszuweisen zu verständigen weiß, dann kann er von allen Beamten das angenehmste Leben führen. Die Stellung, welche die „Grensböten“ dem Landrath geben wollen, würde noch nachvollkommener und noch mehr politisch zugehört sein, als die der französischen Präfecten. Es ist wohl durch die Publikation der Frage hervorgerufen. Wir warnen schon jetzt vor den drohenden Mißbräuchen und neuen Steuern.“

Holland.

Bei der heute in der ersten Kammer verhandelten Interpellation wegen Verhaftung von Holländern durch französische Unterthanen handelt es sich um den schon erwähnten Konflikt in Loango. Nach den holländischen Darstellungen hatten sich die Agenten eines holländischen und eines deutschen Handelshauses, welche von den Eingeborenen am Apilafus bedroht wurden, an den Chef der Association Africaine in den Distrikten des Kwilu und Mari um Schutz gewendet. Diese Hilfe wurde ihnen auch gewährt und die Gefahr abgewendet. Danach aber bemächtigte sich der französische Kommandant in Loango des holländischen Agenten, Ramens Hamel, und ließ ihn unter dem Vorwande, daß er auf französischem Gebiete Feindseligkeiten begangen haben sollte, verhaften. Die holländischen Blätter waren über diesen Vorgang um so entzückter, als die Franzosen sich nur an dem Holländer vergrißen, dagegen aber den deutschen Agenten, der in genau derselben Lage gewesen sein soll, unbefähigt ließen; dagegen hatten sie auch die Auslieferung des Agenten der Association, Herrn Hodister, ungleich vergeblich, verlangt.

Grunde meinem Plane widersetze, damit seiner Tante, Fräulein Cordelia Rodenburg in Wildenhain, nicht eine Clewin ihres Instituts und die ansehnliche Jahres-Pension entzogen würde.

Wir standen an dem Abhange eines ziemlich steil herabfallenden Felsens, an dessen Fuß uns aus unheimlicher Tiefe eine mit Gestrüpp bewachsene Schlucht entgegenzähnte. Ein Wort gab das andere; unser Wortwechsel wurde nach und nach belibdigend, und ich erklärte zuletzt, daß ich ohne ihn thun werde, was mir beliebte. Ich würde jetzt seine Hilfe zurückweisen. „Laß mich, Feltig,“ sagte ich, „gehe Du Deines Weges, ich werde den meinen gehen.“

„Ich lasse Dich nicht hinweg,“ sagte er, „bevor Du mir auf Dein Ehrenwort versprichst, daß Du die Dame nicht entführst.“

„Er stellte sich mir in den Weg auf dem schmalen Pfade, der an dem Abhange dahin führte. Wüthend packte ich ihn an der Brust, um ihn bei Seite zu schieben; er stieß mich zurück. Ich taumelte und — stürzte den jähen Abhang hinunter.“

„Den Abhang hinunter!“ wiederholte Mr. Barr, „und sie sind noch am Leben?“

„Gebuld!“ sagte Wredow. „Es war nicht so schlimm. Wenige Fuß unter dem Abhang, auf einem Vorsprung des Felsens, befand sich dichtes Strauchwerk, in das ich hineinfiel.“

„Mit Ausnahme einer ganz geringen Abschürfung der Haut an meiner rechten Hand trug ich keine Verletzung davon. Ich hörte über mir Rodenburg's Stimme, er glaubte, er habe mich ermordet. Ich ließ ihn bei diesem Glauben und eilte in aller Stille nach dem Gasthause zurück, wo ich Ludmilla gelassen hatte, und stoh mich ihr, erst nach England, und von dort hierher nach Indien. Das Uebrige wissen Sie, Herr Barr. In meiner Heimath hält man mich für todt, vielleicht ahnt man auch die Wahrheit, daß ich lebe, aber man behandelt mich wenigstens wie einen Todten. Das ist die Geschichte meiner Flucht aus Deutschland, die Sie Wabschid Ali berichten mögen, wenn sie für denselben Interesse hat.“

„Eine äußerst romantische Geschichte, Herr von Wredow.“

Belgien.

Das belgische Ministerium hat beschlossen, bei der Kammer einen Nachtragskredit von 175,000 Frs. zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Eisenbahnen zu beantragen. Von dieser Summe sollen dem Komitee, das sich zur Herstellung eines historischen Festtages gebildet hat, 125,000 Frs. zur Verfügung gestellt werden. Die Stadt Brüssel hat 25,000 Frs. hierzu bewilligt. Ein internationaler Eisenbahnkongress soll zu gleicher Zeit einberufen werden. Der belgische „Moniteur“ vom 30. Dezember veröffentlicht zum ersten Male zwei königliche Erlasse, welche Gemeinden, die eine normale Schule adoptirt hatten, davon entbieten, ihre einzige Kommunalsschule weiter zu erhalten. Die Ermächtigung wird erteilt, weil die Kommunalsschulen wenig besucht, die Mittel unzureichend sind und der von Amtswegen ernannte Lehrer sich des Vertrauens der Familienväter nicht erfreut.“ Es ist das für die Schulfrage ein sehr wichtiger Vorgang, dem viele Gemeinden nachzueifern sich beeilen werden.

Frankreich.

In der französischen Hauptstadt traten am Montag in Folge des Beschlusses der Arbeiterversammlung vom Sonntag 75 Arbeiterausschüsse zusammen und ernannten fünf Bevollmächtigte mit dem Auftrage, ins Stadthaus zu gehen und den Pariser Gemeinderath aufzufordern, Maßregeln zur sofortigen Lösung der Arbeiterkrise zu treffen. Diese Bevollmächtigten wurden gestern Nachmittag 2 Uhr vom Präsidenten des Gemeinderaths empfangen, der ihnen den Sonnabend als den Tag bezeichnete, wo sie vom Ausschusse des Gemeinderaths empfangen werden sollten, um ihm ihre schriftlichen Vorschläge vorzulegen. — Die „Nordd. Allg. Ztg.“ hat konstatiert, daß die Beziehungen zwischen Berlin und Paris freundlicher geworden sind. Die „Liberte“ stimmt ihr bei und sagt, daß man in Frankreich ausgehört habe, einen deutschen Angriff zu fürchten, während man in Deutschland die sogenannte „Revanchelust“ der Franzosen nachsichtiger beurtheilt und der bleibenden Erinnerung an den letzten Krieg gebührende Rechnung trägt. Ist es auch noch zu keiner völligen Versöhnung zwischen den beiden Völkern gekommen, so habe man doch gesucht, in Zukunft neue Reibungen zu vermeiden und der stillen Feindschaft und dem fortdauernden Mißtrauen ein Ende zu machen. Die Kongressfrage und die ägyptische Frage boten eine passende Gelegenheit, um den Versuch eines deutsch-französischen modus vivendi zu machen und die „Liberte“ wünscht, daß die neu eingeleitete Politik erfolgreich und daß Dank diesem modus vivendi die Rechte Frankreichs am Kongo und Ägypten gewahrt werden.

Großbritannien.

Die städtische Bevölkerung Englands nimmt ungefähr doppelt so rasch zu als die ländliche, entsprechend dem Verhältnisse der industriellen zu der ländlichen Arbeiterklasse. Wiederum geht die Zunahme der städtischen Bevölkerung desto rascher von Statten, je näher die Städte an der Seelüste belegen sind. Am meisten wachsen die eigentlichen Seelüste. Die allgemeine Tendenz der Bewegung der englischen Bevölkerung geht vom Binnenlande Westwärts. England umgiebt sich mit einem Saum von Seebädern und maritimen Industriezentren, welche im Kriegsfall dem Anreißer leicht zugängliche und zerstörbare Objekte von immenser wirtschaftlicher Bedeutung gewähren, mit diesem Gesichtspunkt aus blicken die ängstlichen Großräumer mit großer Besorgniß auf den Fortgang der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes.

Süd-Afrika.

Ein in Botchessitool zusammengesetzter großer und wichtiger Kongress hat Resolutionen zu Gunsten eines Jolliber-eins und eines Schutz- und Trugbündnisses zwischen dem Orange Freistaat und der Republik Transvaal angenommen, um die politische Vereinigung der beiden Staaten zu fördern. — Der „Transvaal Advertiser“ meldet, daß Boeren-Meetings in der ganzen Republik abgehalten werden. Die Vorgänge werden geheim gehalten, aber es verlautet, man habe beschlossen sich nicht einzumischen, so lange die englischen Operationen außerhalb der Grenzen des Landes gehalten werden. Tugend einem Versuch, für einen Bruch der Konvention Strafen aufzuerlegen, wird mit allen Kräfte Widerstand geleistet werden. Zwischen den Engländern und Holländern in den östlichen Provinzen der Kap-Kolonie herrscht eine äußerst gereizte Stimmung.

China.

In China werden jetzt, Nachrichten der „Times“ aus Hongkong zufolge, zahlreiche Truppenabtheilungen durch Europäer eingezogen. Die Kommandanten der chinesischen Truppen haben, wie man dem Cityblatt weiter meldet, im nördlichen und westlichen Delta die Takli General Gordon's angenommen, den Feind durch häufige Angriffe zu emüden und sich zurückzuziehen, wenn sie gedrängt werden. Es werde für die Franzosen notwendig sein, den ganzen Gürtel des Hügellandes mit schweren Opfern von Menschen und Geld zu besetzen und es sei unmöglich, wegen der todbringenden Natur des Klimas, in dem nur chinesische Bergbewohner bestehen können, Garnisonen dort zu halten. In Formosa erwarte die

„Ich gestehe, daß ich Sie bewundere,“ antwortete Mr. Barr; „und nach dem Opfer zu urtheilen, das Sie Beide gebracht, beneide ich Sie um das Glück Ihrer Liebe. Wahrlich, eine Liebe, für welche solche Opfer nicht zu hoch gehalten werden, kann keine gewöhnliche sein.“

„Er nannte den Namen Rodenburg,“ murmelte Barr, als er sich spät Abends auf dem Nachhausewege befand, „derselbe Name, den ich in Deutschland nennen hörte, als ich die Mutter eines gewissen Kindes suchte. . . Wertwürdig!“

Sechstes Kapitel.

Der nächste Morgen war vom Könige bestimmt, Vorträge seiner Hofbeamten entgegen zu nehmen. Er that dies vor dem Frühstück, um der leidigen Geschäfte los zu sein, wenn seine Freunde kamen, um ihn zu unterhalten und mit ihm das Frühstück einzunehmen. Der erste der Beamten, welcher sich melden ließ, war der Kapitän der Eunuchen.

Er berichtete, daß die junge Tibetanerin heute noch nicht in den Haram eintreten könne, da sie nach ihrem Ritus längere Zeit der religiösen Vorbereitung bedürfte!

„Fatal! Sehr fatal!“ antwortete Wabschid Ali. „Ich wünsche, daß die Vorbereitungen nicht all zu lange dauern.“ — Man hat Zimmer und Dienerschaft für sie bereit?“

„Es ist alles bereit. Doch fürchte ich, daß die junge Dame nicht ganz Ihren Voraussetzungen entspricht.“

„Wiefern?“

„Sie ist die Verlobte eines jungen Mannes, an dem ihr Herz hängt, und dessen Liebe sie beglückt.“

„Dummes Zeug: Gibt es ein höheres Glück für ein Mädchen, als wenn ich sie würdige, ein Mitglied meines Harems zu sein?“

„Der Bräutigam ist heute bereits im Palaß gewesen, um ihre Freilassung zu erbitten.“

„Man soll ihn in Ketten legen und ihn ins Gefängniß werfen, wenn er es noch einmal wagt.“

„Er ist ein Fremder!“

„Ein Engländer?“

„Nein, ein Deutscher!“

Franzosen eine ähnliche Nieder-Aufgabe. China werde nie in seine Abtretung oder Besetzung auf eine Reihe von Jahren einwilligen, und so wie europäische Verwicklungen eintreten, seine „Revanche“ nehmen.

Lokales.

Der Mangel einer Sprechbrücke auf der ziemlich langen Wegetraße von Berlin bis Köpenick, der sich von Jahr zu Jahr fühlbarer gemacht, und unter dem namentlich die in den Dürschäften an der Oberspree wohnende Arbeiterbevölkerung, die in den Fabriken an dem andern Spreeufer Arbeit sucht, zu leiden hat, da diese gezwungen ist, entweder zu Kahn oder über Köpenick die Arbeitsstelle zu erreichen, hat den Landrath des Kreises Teltow, Brünen Handfern, veranlaßt, bei der königlichen Regierung die Anlage einer Fährbahn an der Oberspree zu beantragen; die Anlage dieser Fährbahn ist sowohl von der Regierung in Potsdam als von dem Herrn Minister des Innern genehmigt worden. Die Ausführung dieses Projekts wird sofort in Angriff genommen, so daß bereits in bevorstehendem Sommer die Fährbahn in Betrieb genommen werden soll. Die Fährbahn wird in der Nähe von Johannisthal bei Nieder-Schönweide angelegt, und ist der Tarif für die Ueberfahrt von dem Minister so niedrig festgesetzt, daß derselbe nur die Befoldung des Fährmeisters deckt. Alle übrigen Kosten übernimmt die Regierung. Der Besitzer der Augsheim'schen Fabrik in Canne hat unentgeltlich einen Zugangsweg zur Fährbahn abgetreten.

Die Kaiserliche Postbehörde hat der „Kön. Volkstg.“ zufolge die Einführung einer „Soldaten-Briefmarke“ genehmigt. Er wird dadurch einem doppelten Uebelstande abgeholfen: die notwendige Vermerke „Soldatenbrief“, „Eigene Angelegenheit des Empfängers“ oft den größten Theil der Vorderseite des Kouvets einnimmt, so kommt es oft vor, daß die Adresse und namentlich der Bestimmungsort, für welchen zu wenig Platz übrig bleibt, kaum zu lesen sind. Außerdem wird auch noch zuweilen von Seiten der Anverwandten der Frankaturvermerk vergessen, so daß, falls nicht ein gefälliger Postbeamter den Vermerk nachholt, der Soldat Strapazzo zu zahlen hat. Es ist deshalb eine Marke eingeführt von der Größe der gewöhnlichen Briefmarke, welche den für Soldatenbriefe nötigen Vermerk enthält.

Eine recht verständige Anregung bringt der in Dresden erscheinende „Thier- und Menschenfreund“, das Organ der Antivivisektionen. Derselbe bittet nämlich alle diejenigen, welche auch den vielgeplagten Postbeamten ein wenig Sonntagsruhe gönnen, am Sonntagabend und Sonntag nur solche Briefe u. s. w. zur Post zu geben, welche in der That keinen Aufschub gestatten. Die Sache mag im ersten Augenblick unbedeutend, ja kleinlich erscheinen. Bei näherer Betrachtung läßt sich indessen ein ganz gesunder Kern darin nicht verkennen. Ohne Zweifel bilden die wirklich dringenden Postfachen die Minderheit aller überhaupt zur Versendung gelangenden, namentlich können Privatkorrespondenzen zum weitläufigsten Theil an jedem andern Wochentage ebensogut erledigt werden, wie am Sonntagabend oder Sonntag. Geschieht das aber, so wird selbstverständlich die Sonntagsarbeit der Postbeamten ganz erheblich vermindert. Viele dieser Anregung auf guten Boden, so wäre das ein Stück wirklicher Lösung der Frage der Sonntagsruhe, und zwar ohne daß die Gesetzgebung erst einschreiten müßte.

N. Interessante Pfahlsaufwände aus dem Bodensee, speziell aus dem Ueberlinger See, haben in der nordischen Abtheilung der königlichen Museen seit Ende der vorigen Woche Auffstellung gefunden. Unter ihnen sind besonders sieben Geräthe aus Neoprit zu erwähnen, jenem schon seit Alters her hochgeschätzten grünen Amphibolgestein, das in Europa bisher nur erst am Jobst in Schweden anstehend gefunden wurde. Andere Standorte des Neoprits sind in Turkestan, nach Schlagintweils Angaben und in Alaska nach Jacobson's Ermittlungen, sowie auf Neu-Seeland vorhanden.

Wie gerieben die Berliner Kolporteurs sind, mag folgender amüsante Vorfall zeigen. Kommt da neulich ein junger Mensch mit seinem Bücherpäckchen unterm Arm in einen Schlächterladen in der Landsbergerstraße und fordert ein Ende Wurst für 5 Pf. Der Meister schneidet das gewünschte Quantum ab, und der junge Mann geht. Fast schon in der Thür dreht er sich noch einmal um und fragt: „Meister, können Sie keinen Kalender für 85 gebrauchen?“ Der Meister verneint. Der Andere aber ist zäh und weiß die Vorzüge seines Buches nicht genug zu rühmen. „Schauen's, sagt er, da haben's nicht nur die schönsten Illustrationen und Geschichten drin, da finden's auch die arabischen, mosaische und muhamedanische Rechenrechnung. Da haben's die Sonnen- und Mondfinsternisse, sämtliche 12 Himmelszeichen von der Jungfrau bis zu den Zwillingen, die Sonne und die Planeten. Die feinsten Namen stehen drin für die Kinderchen, die Ihnen Ihre Frau Anno 85 bescheeren wird, Trinken und Wetterregeln, faule Witze und die ganze Regentengenerale. Ich mache Sie besonders aufmerksam auf den immerwährenden Trägheitskalender.“ Der also Komplimentirte schmunzelt und sagt: „Stehen auch die deutschen Viehmärkte drin?“ — Gewiß, mehr als für die

„So bleibt es bei meinem Befehle! Ich liebe die Europäer; aber sie dürfen mir nicht ungehorsam sein. Ich gebe Runa noch drei Tage Zeit und befehle Ihnen, daß sie am dritten Abend ihre Zimmer im Harem bezieht.“

Der Kapitän verneigte sich und ging. Gleich darauf trat der Hof-Friseur ein. Er hatte eine Rolle Papier in der Hand. In Indien sind alle größeren Dokumente nicht wie bei uns in Bücher und Hefen eingetragen, sondern auf lange Rollen geschrieben, wobei Streifen an Streifen angeheftet und das Ganze gleich einer Landkarte zusammengerollt wird.

„Nun, Khan!“ rief der König, „die Monatsrechnung, nicht wahr?“

„Ja,“ war die lächelnde Antwort.

„Her damit, lassen Sie die Rechnung sehen; rollen Sie sie auf, Khan.“

Der König war bei guter Laune, und der Friseur, wie immer, in derselben Stimmung, wie der König. Er behielt das eine Ende der Rolle in der Hand und ließ sie auf den Boden fallen, um sie selbst aufzubreiten. Sie reichte bis an das andere Ende des Zimmers und enthielt eine lange Reihe eng geschriebener Zeilen und Ziffern.

„Einen Maasstab!“ wandte der König sich an den Sehib, welcher hinter seinem Stuhle stand.

Der Sehib überreichte dem König den Maasstab.

„Nessen Sie die Rechnung!“

Der Sehib gehorchte und berichtete: „Dreizehn einhalb englische Fuß!“

„Fast zwei Fuß länger als die vorige Monatsrechnung,“ bemerkte der König.

Der Friseur zuckte die Achseln.

„Das macht das Silberzeug und die neuen Elephanten.“

„D, o, ich weiß! Es ist Alles richtig,“ unterbrach ihn der König. — Wie viel beträgt die Totalsumme?“

„armen Thiere gut ist!“ — „Na, denn geben Sie einen her; hier sind Ihre 50 Pfennig.“ — Der Kolporteur packt zusammen und geht. Andere Kunden kommen. „Frau!“ ruft der Schlächter, „komm mal her, ich muß in den Keller runter!“ Die Geruchene tritt an seine Stelle. Aber, siehe da, — gleichzeitig mit ihr erscheint auch unser Kolporteur im Laden, grüßt verbindlich und sagt: „Sie haben gewiß noch keinen Kalender für 85?“ — „Nein,“ bestätigt die Angeredete, „der fehlt uns noch. Geben Sie einen her.“ — und zahlt ihm 50 Pfennig aus. Ärger denn je „Guten Morgen“ wünschend, entfernt sich der junge Mann, von Mienarmigen Dienstmädchen mit freundlichen Blicken begleitet. Die Frau aber empfängt ihre dickere Hälfte, die soden mit einer Rolle Gedrucktes aus dem Keller zurückkehrt, mit den geflügelten Worten: „Wann ich habe einen Kalender für 85 gekauft. Dort liegt er“, und dabei deutet sie auf das linke Ende des Ladentisches. „Donnerwetter!“ schreit der Alte, „doch nicht von dem jungen Menschen? Ich habe ja diesen Augenblick auch einen gekauft!“ Beblüßt sehen sich die Gatten an, die Kunden aber schlagen die Hände über den Kopf zusammen. „So ein verdammter Ganale!“ brüllt jetzt der Cheemann auf, „dem will ich's eintränten! Anton,“ schreit er in die Wurstfabrik, „lauf rasch dem Kolporteur nach, der eben hier war und sag ihm, ich hätte ihm noch was Dingendes mitzubringen.“ — Aber, Schicksalserloos, wo ist der Kerl zu finden? Eine dienstfertige Köchin weiß Auskunft zu geben. Er ist links ins Nachbarhaus gegangen, sagt sie. Dort sagt Anton Posto und meldet dem herunterkommenden Kolporteur, wie ihm aufgetragen ist. Der Schläubiger aber sagt: „Ah, ich weiß schon, Ihr Meister will einen Kalender, nehmen Sie ihm nur gleich einen mit.“ Der nichts ahnende Geselle legt richtig die 50 Pfennig aus, steigt in den Laden zurück und — während er wohl nie gelacht worden, als an diesem Morgen in der Landsbergerstraße bei dem Schlächtermeister mit den drei Kalendern für 85!

Die Familie S. bezog vor wenigen Wochen in der Brunnenstraße eine neue Wohnung. Raum hatte sich die Familie häuslich eingerichtet, da erkrankte auch schon eines ihrer Kinder an der Diphtherie und fiel der Krankheit zum Opfer. Die schwer betroffenen Eltern schöpften sofort Verdacht, daß die bezogene Wohnung von dieser ansteckenden Krankheit infiziert gewesen sein könnte. Die sogleich angestellten Recherchen bestätigten diese Vermuthung, indem festgestellt wurde, daß ein Kind der Familie, welche die Wohnung bis dahin innegehabt, an der ansteckenden Krankheit gestorben, eine Desinfektion der Räume seitens des Wirthes aber nicht vorgenommen war. In der Besürchtung, daß der Ansteckungsstoff sich auch auf die übrigen Familienglieder übertragen könne, beantragte S. bei der Polizeibehörde die Aufhebung des betreffenden Mieths-Kontraktes dergestalt, daß der Wirth keinerlei Ansprüche auf etwaige Entschädigung zu stellen habe. Die angesehene Behörde entschied denn auch diesem Antrage gemäß, obgleich der geschädigte Eigenthümer nachzuweisen vermochte, daß die Wohnung vor dem letzten Bezuge mehrere Monate leer gestanden habe, und eine tägliche Lüftung nicht unterlassen worden sei. Der Eigenthümer, der somit für die ihm zur Last gelegte Unterlassung der Reinigung der bezogenen Wohnung keine Schuld bezw. Pflicht anerkennen will, hat nun die Entscheidung auf dem Rechtswege beantragt, die ganz besonders für die Hausbesitzer von einem allgemeinen Interesse sein dürfte.

Die Schuhe der Frau Gesandtin. Den Passanten der Hofstraße wird vielleicht schon im Schaufenster des Schuhwaarenfabrikanten W. eine ganz eigenartig geformte Fußbekleidung aufgefallen sein, die als solche eigentlich nur dadurch kennlich wird, daß sie an dieser Stelle zur Ansicht steht. An Größe etwa dem Schuhwerk eines fünfjährigen Kindes entsprechend, zeigt diese Fußbekleidung eine allen europäischen Modebegriffen durchaus widersprechende Form, giebt dafür aber ein deutliches Bild der in Wirklichkeit nur aus anderen Stoffen hergestellten Schuhe einer vornehmen chinesischen Dame, und zwar einer Beringeren, als der Gemahlin des früheren chinesischen Gesandten Li-Fong-Pao. Das im Schaufenster ausgestellte Modell ist aus seinem Leder hergestellt; in Wirklichkeit aber hat Herr W. der Kaiserin der Gesandtschaft, die für die Frau Gemahlin bestimmten Schuhe aus rothem Atlas anzufertigen und mit gelben Perlen zu besetzen. Wie eine erwachsene Dame auf Füßchen zu stehen vermag, die in solche Schuhe passen, wird Jedem, der sie sieht, räthselhaft erscheinen. Diese Schuhe beweisen indes, wie weit die menschliche Thorheit es bringen kann, wenn die Herrin Mode das Scepter schwingt. Unsere europäischen Damen leisten zwar auch schon recht Aethbares nach dieser Richtung hin; die Damen des Reiches der Mitte sind ihnen aber, wie man sieht, doch noch ein gutes Theil über. Wie manche Hausfrauica ihre Gänse auf große Bebern, so erziehen sie ihre Töchter „auf kleine Füße“. In diesem Behufe werden die Füße der armen Kinder schon im zartesten Alter in einer Weise behandelt, die das Wachsen gewaltsam verhindern und allmählig solche Wunder an Kleinheit erzeugen, wie eine wahrhaft vornehme chinesische Dame sie für unerlässlich hält.

t. Noch einmal erlängte am Neujahrstage der Weihnachtsbaum im vollen Kerzenglanze, durchwob das

„90,000 Rupien.“)

„Gut! Geben Sie dem Nawab die Rechnung und sagen Sie ihm, er soll sie bezahlen.“

Der Namenszug wurde darunter gesetzt, und der Friseur entfernte sich, zufrieden lächelnd.

„Der Khan betrügt,“ sagte der Sehib, als sich der Friseur entfernt hatte, „seine Rechnungen übersteigen alle Grenzen der Möglichkeit.“

Der König sah den Sprecher verdrießlich an.

„Wenn es mir beliebt, den Khan zu einem reichen Manne zu machen, geht das Sie etwas an? Ich weiß, das seine Rechnungen übertrieben sind; aber dennoch mag es so sein. Es geschieht mit meinem Willen; er soll reich werden.“

Mr. Parr hatte indessen seinen Freund, den neuen Hofbeamten von Wredow, aus seiner Wohnung abgeholt, um ihm die Sehenwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Sie fuhrten in einem Brougham durch die schönsten Straßen Latno's.

Die Stille und Leerheit auf den Straßen befremdete sie; selbst in beträchtlicher Entfernung war kein Mensch zu sehen, und ward einer sichtbar, so beeilte er sich gewiß, aus dem Bereich der Straße zu kommen. Mr. Parr, obwohl an auffällige Erscheinungen hier gewöhnt, erkannte doch und schaute sich rings um, eine Erklärung für diese auffallende Erscheinung zu finden.

Da stießen sie auf eine zerstampfte, blutige Masse, welche noch einige Ähnlichkeit mit einer menschlichen Figur besaß.

Sie hielten den Brougham an, sie näher zu betrachten. Es war der schrecklich verstümmelte Körper eines Weibes.

Der Leib zertreten und zerrissen, die dünne indische Kleidung vom Körper gezerrt, wie von Zähnen formlos zerbißen.

Sie hielten sich bei dem schrecklichen Anblick nicht auf, da Mr. Parr sie für eine königliche Exekution hielt und

*) Etwa 70,000 Thaler.

immer mit seinem geheimnißvollen Rauber und einte im häuslichen Kreise Jung und Alt um sich zu einer pietätvollen Feier, während ernst und feierlich die Kirchenglocken ihren Mahnruf erschallen ließen. Verschwunden war bereits der Ausnahmezustand der Weihnachtszeit, verschwunden der Weihnachtsstern mit seinen Feiesgaben, die einen anderweitigen Platz angewiesen erhielten, aufgezehrt waren Leffel, Rüsse und Pfefferkuchen und die alte Hausordnung wieder eingekehrt. Nur der Tannenbaum behauptete noch seinen Platz, prangte noch im reichen Festeschnucke, unberührt von der rauhen Hand der Alltäglichkeit, die Poesie der Weihnachtszeit verlorpernd und bewahrend. Doch auch seine Zeit ist nun gekommen, die Tage der Freude, der Ruhe sind nun vorüber, das neue Jahr erfordert neue Thaten ein neues Leben beginnt, das alte sinkt und mit ihm auch der Weihnachtsbaum! Noch einmal zeigte er sich in seiner ganzen Herrlichkeit, strahlte er in die Herzen seiner Verehrer und gauderte dem Kinde, wie dem Greise noch einmal die süße, frohe Stunde des ersten Entflammens vor die Seele, dann verlösch ein Lichtlein nach dem anderen, bis auch das letzte ausgebrannt. Alles hat ein Ende! Herabgehoben von seinem Piedestale, wird der Bringer höchster Freude seines Schmuckes beraubt, die „Blünderung“ beginnt. Nacht und Lahl wird er bei Seite gemorren, ein Spielzeug für die Kinder, wenn nicht die erfahrene Hausfrau Quirl aus ihm schneidet und ihn zu Feuerholz verwendet. Und mit dem Weihnachtsbaum verschwindet auch das letzte Wahrzeichen der heiligen Weihnachtszeit, der tolle Karneval mit seinem Nummenschanz verdrängt die Poesie, die raschlebige Welt wendet sich anderen Eindrücken zu und Nichts bleibt schließlich übrig von Weihnachten und vom Weihnachtsbaum, als die Erinnerung. Diese aber verläßt uns nicht, sie schlummert tief in unseren Herzen und wenn sie einstens wieder mit aller Macht erwacht, dann erstehet der Tannenbaum auch wieder in seiner alten Pracht!

Die Neujahrnacht ist in Berlin im Ganzen ruhig verlaufen, wenigstens sind, soweit wir konsultiren konnten, größere und grobere Exzesse nicht vorgekommen. Das Wetter war im Allgemeinen nicht unangenehm; der Regen hatte aufgehört, so daß ein längeres Verweilen im Freien nicht unangenehm war. Um 10 Uhr sah es in der Friedrichstraße und Unter den Linden nicht anders aus, als an jedem andern Abend, um 11 Uhr war es bereits etwas lebendiger geworden; ein Rudel halberwachsener Jungen, die überall da zu finden sind, wo ein Skandal zu erwarten ist, sungen an die Passanten zu belästigen, wurden aber durch Schugmannspatrouillen bald vertrieben. Nach 11 Uhr wurde der Lärm lauter und allgemein; immer dichtere Schaaeren kamen heran und bereits um 11 1/2 Uhr begannen einzelne Trupps „Proßt Neujahr“ zu rufen, fanden aber um diese Stunde mit diesem Ruf noch wenig Anklang. Als aber die zwölfte Stunde geschlagen, hallte namentlich die obere Friedrichstraße von dem beläubenden Lärm der Rufe „Proßt Neujahr“ wieder. Hier und dort ballte sich auch die Menge zu einem dichten Knäuel zusammen und einige Kumpeln schienen eine größere Aktion vorzubereiten; aber die Polizei hatte die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, Schugmannspatrouillen eilten die Straße auf und nieder, und in kürzester Zeit hatte die Polizei die streitenden Gruppen wieder auseinandergebracht und den sich ballenden Knäuel wieder entapirt. Das Café Bauer wurde um 11 1/2 Uhr geschlossen, weiße Blatte an den Spiegelwänden setzten die Passanten von dem Schluß des Cafés um die genannte Stunde in Kenntniß. Café Bauer selbst sowie die anderen Cafés waren von einer fröhlichen Menschenmenge überfüllt, die sich durch allerlei Scherze und Scherzchens die Zeit vertrieb, ohne daß jedoch eine richtige Selbstentzündung Platz griff. Im Wintergarten des Centralhotels konzertirte, wie im vorigen Jahr von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts die Sinfonie-Kapelle; die Wiener Konzertsängerinnen sangen dazu und die zahlreichen Besucher der schönen Räume des Wintergartens schienen sich dabei köstlich zu amüsiren. Das sonst in der Neujahrnacht übliche Schließen und das Abdrinnen von Feuerwerkskörpern war diesmal fast ganz in Fortfall gekommen; platze einmal ein Schwärmer auf, so tauchte auch gleich eine Helmpipe auf und der junge Prototechniker ergriff eilends die Flucht. Am lauteften ging es in den Restaurationen und in den Kellerlokalen zu. Bei den Tönen einer Ziehharmonika und bei einem steifen Glase Grog, das heute der „Herr Wirth“ gratis den Stammgästen vorsetzte, und bei dem Genuß von sich gebadenen Pfannkuchen sang man Volkslieder und ließ das neue und alte Jahr leben. Um 1 Uhr ließ der Lärm auf den Straßen nach, die Hauptstreifen hatten sich heiser geschrieben und die andern Passanten hatten genug oder auch nicht genug gesehen und suchten die Restaurations auf. Manche werden wohl gleich dort das Frühstück entgegengenommen haben.

g. Ueber eine turbulente Szene aus der Sylvesternacht wird uns Folgendes berichtet: Der Führer der Droßke zweiter Klasse Nr. 5358, Namens Fr. Brinke, Frankfurter Allee 28 wohnhaft, wurde in der Sylvesternacht gegen 2 Uhr in der Ballstraße von einer Gesellschaft, bestehend aus zwei Damen und drei Herren, zu einer Fahrt nach der Kleinbierenstraße engagirt und ihm das vereinbarte Fuhrgeld sofort bezahlt.

es nicht für gerathen erachtete, bei königlichen Exekutionen Hilfe zu leisten, oder Mitleiden bliden zu lassen.

Nirgends erblickten sie Einwohner, die Häuser alle verschlossen, Schredensstille auf allen Straßen. Nicht lange nachher stießen sie auf einen Leichnam eines jungen Mannes, der eben so zerstampft und zerrissen auf dem Pflaster lag. Nun wurden sie eines königlichen Reiters gewahr, welcher aufmerksam die Straße entlang schaute, als die Weiden daher kamen.

„Was ist geschehen?“ fragte Parr.

„Der Menschenfresser hat sich los gemacht!“ war die Antwort. „Allah! er ist wieder umgekehrt. Seid auf Care Sicherheit bedacht, Ihr Herren, er ist wild heute.“

„Der Menschenfresser?“ wandte sich Wredow an seinen Begleiter. — „Was ist das?“

„Es ist eins der wilden Pferde des Königs, welches er in seiner Menagerie hält, eines der wildesten Thiere, das man je gesehen. Schon mehrere Menschenleben sind von ihm vernichtet worden.“

„Er kommt, meine Herren!“ schrie der Reiter, indem er sich schleunigst hinter einem Gitterthore verbarg. — „Reiten Sie sich! Reiten Sie sich!“

Parr und sein Begleiter sahen von ferne die wilde Bestie auf sich zukommen. Ein großes, braunes Pferd — es schüttelte wild ein Kind, welches es im Maule trug. Bald hatte es das Fuhrwerk entdeckt, warf das gewiß schon todtie Kind auf die Straße und jagte mit Ungestüm vorwärts, ihnen entgegen.

Es war kein Augenblick zu verlieren, denn sie hörten bereits hinter sich das Dröhnen der Hufe ganz nahe. — Schnell wendeten sie um. Ihr Pferd schien selbst in Angst vor dem Ungethüm zu gerathen und plog in rasendem Galopp dahin. Noch rechtzeitig erreichten sie eine Einfriedigung mit eisernem Thore, durch welches sie vor kurzem gekommen waren; sie schossen hinein.

Parr sprang vom Wagen und schloß das Thor. Alles bies war das Werk eines Augenblicks.

(Fortsetzung folgt.)

Raum hatte der Kutscher sein Fuhrwerk in Bewegung gesetzt, als die äußerst animierte Gesellschaft die tollste Alotria begann: die Fahrgäste sangen, skandalisiren, verlangten den Futtermesser des Wagens in die Droschke gereicht zu haben und einer der Herren „verfügt“ sich sogar soweit, daß er seine Reiskunst auf dem Droschkenpferde betreiben wollte. Unter diesen und noch anderen übermüthigen Streichen war man schließlich in der Kleindeerenstraße angelangt, wo der Kutscher Brimke sein Fuhrwerk anhielt. Raum war das geschehen, als die männlichen Fahrgäste auf den Kutscher einfielen und das Fahrgeld zurückverlangten. Natürlich weigerte sich B. ganz entschieden und so entstand ein Handgemenge, bei welchem B. zwei Kopfwunden erhielt. Durch den Skandal angelockt, kamen zwei Passanten in Sicht und nun suchten die Fahrgäste Reißaus zu nehmen. Brimke hatte einen derselben mit aller Gewalt festgehalten, mußte aber auch diesen loslassen, weil er von ihm nicht unerheblich in den rechten Daumen gebissen wurde. Die beiden Passanten, ein Schlächter und ein Böttchermesser, hatten die Befolgung der Richtigkeiten aufgenommen und es gelang ihnen auch, zwei derselben zu ergreifen, worauf deren Sittirung durch einen Nachtschächter nach der Polizeirevierwache erfolgte. Der verletzte Droschkenkutscher begab sich nach der Sanitäts-wache in der Markgrafenstraße 82, woselbst ihm die nöthige Hilfe zu Theil wurde. Die Erzedanten werden sich wegen groben Unfugs, Erpressung und Körperverletzung vor dem Strafrichter zu verantworten haben.

An welchem Punkte der Erde ist die Jahreswende zuerst eingetreten? Mit dieser gewiß „aktuellen“ Frage wollen wir uns heute beschäftigen und dabei vorausschicken, daß mit dem Schläge 12 Uhr der vorerlöfenden Nacht, also in dem Augenblick, in welchem hier vieltausendfach das „Proßt Neujahr!“ erklingt, das neue Jahr in Wirklichkeit schon ein Alter von 11 Stunden gehabt hat. Denn um diesen Zeitpunkt war in Neuseeland bereits 11 Uhr Morgens am Neujahrstage, in Sidney 9 Uhr, in Kalkutta 5 Uhr u. s. w. Andererseits haben unsere westlich gelegenen Mitbewohner der Erde noch um so länger auf das neue Jahr zu warten, je weiter westlich sie von uns wohnen. So sind wir den Pariser um netto drei-viertel Stunden voraus, in Philadelphia ist in dem Moment, wo wir das neue Jahr begrüßen, erst der 31. Dezember, Abends 6 Uhr, in San Francisco gar erst 3 Uhr Nachmittags. Doch die Differenz zwischen altem und neuem Jahr ist auf einigen Inseln des großen Ozeans noch bedeutend größer. Wenn auf Manila (Philippinen), welches unter 138° östlich von Ferro liegt, der 31. Dezember Abends 10 Uhr 15 Min. ist, dann hat das Ostkap auf Neu-Seeland (196° östlich von Ferro), bereits den 2. Januar 2 Uhr Morgens. Unser Neujahr feiern somit zuerst die Neu-Seeländer, die Bewohner der Insel Chatham und dann die Australier. Fragen wir nun danach, wie die willkürliche Scheidung des Datums entstand, so finden wir, daß die Entdeckungskreisen, je nachdem sie nach Westen oder nach Osten unternommen wurden, von entscheidendem Einfluß waren. Als Sebastian del Cano, der erste Seemann Magellans, nach dreijähriger Abwesenheit und nachdem er die erste Weltumsegelung ausgeführt hatte, in den heimischen Hafen zurückkehrte, demüthigte sich seiner und seines Schiffsvolkes obergläubliches Erstaunen, als sie erfuhren, daß sie mit dem Schiffsjournal um einen Tag gegen das wirkliche in Spanien herrschende Datum zurückgeblieben waren und dadurch die katholischen Feiertage zu falschen Zeiten begangen hatten. Wir laden heute darüber und wissen, daß er, wenn die Weltumsegelung nach Osten unternommen worden sein würde, einen Tag, oder richtiger einen Datumstag voraus sein würde. Das Datum ist eben verschiedenen Orten der Erde, die gar nicht weit von einander entfernt liegen, von Europaern von Westen und von Osten gebracht, und dadurch erst entstand eine Datumsscheidegrenze, die vorher nicht vorhanden war! Als diese Scheidegrenze wird jetzt der 180. Meridian betrachtet; passiert ihn heute der Seefahrer, so rechnet er ein Datum doppelt oder er überschlägt eins, je nachdem er von Osten oder von Westen kommt. Für die Inseln des großen Ozeans und für das Festland kommt die Datumsgrenze vom Südpol, geht östlich der Insel Chatham, Neuseeland, Australien, biegt sich dann nach Westen zwischen Neu-Guinea und Carolina hindurch, bleibt westlich der Philippinen und Ladronen, geht dann südöstlich der japanesischen Inseln und Kurilen nach der Behringstraße. Westlich dieser Linie wird ein Datum, Wochentag mehr gezählt, als östlich derselben, auf dieser Linie fängt der neue Tag, das neue Jahr unserer Zeitrechnung an. Hieraus nun ergibt sich eine den Deutschen gewiß erfreuliche Thatsache: Im deutschen Reiche geht die Sonne nicht mehr unter. Auf Neu-Guinea, welches wir zu rechter Zeit noch anektiert haben, wird das neue Jahr schon längst gefeiert, während auf den Samoa-Inseln noch fast der 31. Dezember ist.

N. Das Schloss Weiskensee und der dazu gehörige Park, welche seit ca. 2 Jahren käuflich in den Besitz des bekannten Restaurateurs Herrn Sterneder übergegangen sind, werden augenblicklich zu einem großartigen Vergnügungsetablisement umgestaltet. Obwohl der Winter namentlich in der Umgegend ziemlich energisch seine Antrittsbahnen abgeben, so sind doch draußen ununterbrochen hunderte von Arbeitern damit beschäftigt, dieses 75 Morgen große Terrain nicht nur zu einem der schönsten Erholungsplätze, sondern auch zu einer Sehenswürdigkeit der Residenz umzuschaffen. Der Generalentwurf ist von dem Architekten Herrn G. Rodenwoldt angefertigt, während die Ausführung der Arbeiten dem von der Hygiene-Ausstellung her in weitesten Kreisen bekannten Baumeister Höder aus Halle übertragen ist. Der wundervolle Park wird nach den Angaben und unter Leitung des sächsischen Gartenbauinspektors Herrn Hoppe fast vollständig neu angelegt. Um sich einen Begriff von den aufgeführten Neubauten zu machen, sei erwähnt, daß bereits vierzigtausend Quadratruf Terrain mit Baulacksteinen bedeckt sind.

g. Die ledernen Hampelmäße, welche zur Weihnachtszeit verkauft werden, bieten eine nicht geringe Gefahr für die Kinder, denen sie zum Spielzeug übergeben werden. Die Fittler dieser Hampelmäße werden einfach mit Stednadeln befestigt und die Folge davon ist, daß die kleinen Kinder bei ihrem bekannten Herfürgang sich diese Stednadeln in den Körper bohren. So war am 2. Weihnachtsfeiertage das 1½ Jahre alte Söhnchen einer Familie in der Schützenstraße mit der gewaltsamen Bergliederung eines Hampelmannes beschäftigt, als es plötzlich laut aufschrie. Die Mutter entdeckte nun, in der Brust des Kindes steckend, eine kleine Stednadel, deren sie noch 9 Stück aus dem Hampelmäß zog. Das Kind hatte sich nach Art der Frauen die herausgezogene Stednadel in das Rücken auf der Brust stecken wollen und war mit derselben zu tief ins Fleisch gerathen.

e. Schlächter können nicht nur Personen überfahren, sondern sie können auch selbst überfahren werden. Am Mittwoch Mittag gegen 1 Uhr wollte ein Schlächtergeselle die Charlottenstraße an der Leipzigerstraße mit einer Fleisch- und Wurst enthaltenden Kasse entlang gehen, als an dem Kreuzungspunkte das Fuhrwerk eines Fischermessers dahergefahren kam, dessen Pferd den Schlächter zur Erde stieß, so daß dieser unter das Pferd zu liegen kam. Obgleich er keine bedeutenden Verletzungen davontrug, wurde doch der Führer des Fischermessers von einem reitenden Schutzmann nach der Woche sistirt. Bei dem Fall war dem Schlächter die Kasse mit Fleisch und Wurst auf das Straßenpflaster geschleudert worden, so daß diese Gegenstände auf demselben zertrümmert herumlagen.

Auf Veranlassung der Polizei-Direktion in Wien fahndten die diesseitigen Behörden wieder auf einen Diebstahlgänger, den Handlungsbekannt Daniel Hübner, welcher am 18. v. M. nach Verurteilung von 4000 Gulden von Budapest, wo er die Vertretung einer Farbewaaren-Fabrik hatte,

flüchtig geworden ist. Hübner ist 42 Jahre alt, in Geldern in Rheinpreußen geboren, groß und kräftig und spricht Deutsch und Französisch. Er hat Briefe hinterlassen, in welchen er die Absicht ausdrückt, einen Selbstmord zu begehen. Diese Briefe verdienen indessen keinen Glauben. Für die Wiedererlangung des Geldes sind von der geschädigten Firma 10 Prozent der vorgefundenen Beträge als Belohnung ausgesetzt.

Die Chambre-garnie-Wohnung eines Handlungs-Kommiss D. in dem Hause Kl. Poststraße Nr. 1 war im November cr. gewaltsam erbrochen und es waren daraus Kleidungsstücke im Werthe von 250 Mark, sowie ein Lösungsschein gestohlen worden. Dieser Lösungsschein wurde am 5. v. M. einem vielfach bestrafte Einbrecher, Schlosser Schulte, der erst Ende Oktober nach Verbüßung einer dreijährigen Zuchthausstrafe entlassen worden war, bei einer Visitation abgenommen, und erst vorgestern stellte es sich heraus, daß derselbe, welcher durch Anhängung einer Silbe an den Namen des B. gefälscht worden war, mit dem gestohlenen Lösungsschein identisch ist. Schulte wurde daher unter dem Verdachte, den Einbruch verübt zu haben, verhaftet.

N. Ein Vallenbrand fand heute Vormittag gegen 10 Uhr in dem Hause Neue Hofstraße 9 und zwar in der Küche eines dort wohnenden Stempelfabrikanten Mentel statt. Beim Eintreffen der Feuerwehr war der Brand bereits gelöscht, doch hatte Herr Mentel bei den Löscherischen ansehnend nicht unerhebliche Brandwunden davon getragen. Die Feuerwehr selbst kam nicht in Aktion.

Gerichts-Zeitung.

(Das Kenderpous der „Käberfischer“.) Seit ahren befindet sich im Hause Nr. 18 der Schulerstraße das Kasse Betritschel, ein kleines, dunkles Lokal, so recht geschaffen zur Zusammenkunft für Leute, die das Licht zu scheuen Ursache haben. Die Preise sind, angemessen dem Publikum, das diese Kaffeeschänke besucht, außerordentlich niedrig, und ist für den Besitzer des Kaffeeschanks wohl kaum die Möglichkeit vorhanden gewesen, durch das Geschäft allein zu Vermögen zu gelangen. Der Besitzer der Kaffeeschänke, Friedrich Betritschel, ist dennoch wohlhabend geworden, allerdings durch eigentümliche Geschäfte mit seinen Gästen.

Seit Jahren ist dieser Kaffeeschank das Kenderpous der „Käberfischer“. Diese Bettelbrieffschreiber von Profession hatten dort ihr Hauptquartier aufgeschlagen und hatten förmliche Verzeichnisse aller jener Parochialstellen angelegt, bei deren das Betteln mit Erfolg betrieben werden kann. Kundschaffen gab es für die „Käberfischer“ immer und das Geträg dieses Geschäftes brachte gewiß auch Betritschel einen Vortheil.

Was aber die Aufmerksamkeit der Polizei seit Jahren besonders auf das Café Betritschel lenkte, war der Umstand, daß zu den Stammgästen eine Reihe von Professionsdieben gehörte. Betritschel konnte seine Gäste nur zu genau und mußte jedenfalls um ihr Treiben. Im Jahre 1882 war er bereits in einer Untersuchung gegen einen seiner Stammgäste verurteilt worden und 1883 stand er selbst wegen Diebstahls-Heilnehmung in Untersuchung. Uebelgenst erprobte ein Stammgast seine Kunst auch bereits an Betritschel selbst; denn er ließ sich im Lokale einsperren und stahl aus dem ihm wohlbekannten Aufbewahrungsorte eine größere Anzahl Uhren und Brillen, wie sie in einer solchen Menge in einer Kaffeeschänke gar nicht zu vermuthen gewesen wären.

Heute sitzt Friedrich Betritschel vor dem Ausnahmegerichte auf der Anklagebank mit drei von seinen Stammgästen. Angeklagt sind: der oft bestrafte Dieb Hubert Praoda und der Keller Franz Wolny wegen Diebstahls, der abgestrafte Johann Solar, mit dem Epigrammen der „Photograph“ genannt, und Friedrich Betritschel wegen Diebstahls-Heilnehmung.

Den Vorst führt P.-G.M. v. Hartenfeld, die Anklage vertritt St.-A.-Sbst. Sawlatz, als Verteidiger fungiren Dr. Buttulo und Dr. Freih. v. Plappart, für Betritschel Dr. Neuda.

Praoda hatte am 10. August in Hernald bei Josef Hazel einen Einbruchdiebstahl verübt und dabei nebst Baargeld Pretiosen im Werthe von über 1800 fl. entwendet. Er verpändete dieselben im Versamte und ließ die Pfandscheine in Partien durch Johann Solar dem Betritschel verkaufen. Für alle gab Betritschel nur etwa 30 fl.

Mit Wolny zusammen verübte Praoda noch eine Reihe Einbruchdiebstahle. Verschiedene Anzeigen lenkten den Verdacht der Behörde auf die Stammgäste des Café Betritschel und Praoda gestand sofort bei seiner Verhaftung. Bei einer in der Wohnung und im Geschäftslotale des Betritschel vorgenommenen Revision fand man nicht nur Pretiosen, die aus dem Hazel'schen Diebstahle herrührten, sondern auch eine Menge von Gold- und Silbersachen und Pfandscheine über Pretiosen.

Die Diebe sind auch heute vor Gericht geständig; Solar und Betritschel leugnen, die Probenienz der Pfandscheine und Pretiosen gekannt zu haben. Ursprünglich hatte Letzterer sogar jede Kenntniz von den Pfandscheinen geleugnet. Bezeichnend ist jedenfalls auch die Angabe Praoda's, daß Betritschel einmal Strupeln über die Probenienz hatte, worauf er ihn auf das Abendblatt vom 12. August verwies. In demselben war nämlich die Meldung über den Einbruchdiebstahl bei Hazel enthalten. Betritschel verschaffte sich in der That jenes Blatt, angeblich, wie er heute behauptet, zur Vervollständigung seiner Sammlung.

Die Verhandlung endete mit der Verurtheilung sämtlicher Angeklagten. Praoda wurde zu sechs Jahren, Wolny zu einem Jahre schweren Kerker, Solar zu sechs, Betritschel zu vier Monaten Kerker verurtheilt. Bei den drei Ersten wurde auch die Zulassung der Stellung unter Polizeiaufsicht ausgesprochen; überdies wurden die Verurtheilten zu den Ersatzleistungen verhalten. Das Auditorium, welches zumeist aus Stammgästen der Betritschel'schen Kaffeeschänke bestand, schien tiefbetrübt, daß ihr Herbergvater auch einmal „eingegangen“.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Alle Fabrik- und Bauarbeiter Berlins werden darauf aufmerksam gemacht, daß die nächste Versammlung des Vereins zur Wahrung der materiellen Interessen der Fabrikarbeiter am Dienstag, den 6. Januar, Abends 8½ Uhr, bei Keller, oberer Saal, Andreasstr. Nr. 21, stattfindet, mit einem interessanten Vortrag über den Normalarbeitstag. Wir machen hiermit hauptsächlich noch die Kollegen im Norden darauf aufmerksam, da sich dieselben bis jetzt wenig oder noch gar nicht an dem Verein betheiligt haben, sich in dieser Versammlung recht zahlreich einzufinden. Mitglieder werden jederzeit aufgenommen und als Gast ist uns ein Jeder willkommen.

Ordentliche Generalversammlung der „Freien Vereinigung der Gravenre, Sclenre und verw. Berufsgeoffen“ Montag, den 5. Januar, Abends 8½ Uhr, im Restaurant Salm, Annenstr. 16. Tagesordnung: 1. Geschäftliches und Aufnahme neuer Mitglieder. 2. Bericht über das verfloffene halbe Jahr. 3. Erledigung der eingegangenen Anträge. 4. Wahl des Vorstandes. 5. Verschiedenes. Bericht des Reichswehrbureau. Unentgeltliche Stellenermittlung jeden Abend von 8½-9½ Uhr im Vereinslokal.

Den Mitgliedern des Vereins der Metallarbeiter Berlins diene zur Nachricht, daß die statutarisch festgesetzte Mitglieder-Versammlung am Montag den 5. Januar ausfällt und eine außerordentliche Versammlung des Vereins einberufen wird, welche im Inseparatenheil dieses Blattes bekannt gemacht wird.

Den Mitgliedern der Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Kaiser ic, hiermit zur Nachricht, daß die Bahnhalle der ärztlichen Verwaltungsstelle Berlin B. (Innere Louisenstadt), Neue Jakobstr. 12, nach der Köpplerstr. 103 (Ecke der Neanderstraße) bei Schaff verlegt ist, woselbst vom Sonnabend, den 3. d. M. ab die Beiträge in Empfang genommen werden.

Generalversammlung des Vereins der Bauauschläger Berlins, Sonntag den 4. Januar 1885, Vorm. 10 Uhr, bei Herrn Preuß. Dranienstr. 51. Tagesordnung: 1. Bericht der Kommission über Unterstützung bei längerer Krankheitsfällen. 2. Bericht der Revisoren über Kassenbestand. 3. Wahl des Vorstandes. — Unser Stiftungsfest findet den 3. Januar, Abends 8 Uhr, im festlich geschmückten Saal des Herrn Keller, Andreasstr. 21 statt.

Die Zentral-Kranken- und Begräbniskasse des Unterstüßungsvereins der Bildhauer Deutschlands (E. S. R., Verwaltungsstelle Berlin) hält am Dienstag, den 6. d. M., in der Annenstr. 16, Abends 9 Uhr eine Generalversammlung ab und werden die Mitglieder ersucht, recht zahlreich zu erscheinen. Ferner machen wir noch darauf aufmerksam, daß in 4 Stadttheilen Berlins Bahnhallen errichtet sind zur Aufnahme neuer Mitglieder, sowie zur Erhellung der Krankenscheine; dieselben sind: Für Norden Berlins beim Bildhauer Hoffmann, Javanidenstr. 153, Sprecht. von 12-1, Sonntags Vormittag bis 11, für Osten Bildhauer Brahm, Vichtenbergerstr. 14, Sprecht. täglich von 12-1, für Westen Verwalter Fickel, Waagenstraße 35, Sprecht. täglich von 4-8 und Sonntags Vormittag, für Süden Berlins Verwalter Tiese, Marianenstr. 8, Sprecht. von 12-1 und Sonntags Vormittag.

Den Mitgliedern der freien Kranken- und Begräbniskasse der Schulmacher und Berufsgeoffen Berlins (E. S. Nr. 27) zur Kenntniz, daß die ordentliche Generalversammlung den 5. Januar 1885, Abends 8 Uhr, Neue Grünstraße 32 bei Herrn Teichert stattfindet, mit der Tagesordnung: 1. Jährlicher Kassenbericht. 2. Innere Angelegenheiten. 3. Wahl des Vorstandes und Ausschusses. 4. Verschiedenes. Obige Kasse besteht schon 13 Jahre und kommt das neue Statut am selbigen Tage zur Vertheilung. Die Beiträge und Aufnahmen werden jeden Montag Abend außer den Festtagen von 8 bis 10 Uhr im selbigen Lokale entgegengenommen.

Der Arbeiter-Bezirksverein für den Osten Berlins hält am Dienstag, den 6. Januar, Abends 8 Uhr, in Keller's Gesellschaftslokal, Andreasstr. 21, eine Mitglieder-Versammlung ab. Tagesordnung: 1) Statuten-Verathung, 2) Verschiedenes, 3) Kragelosen. — Neue Mitglieder werden aufgenommen. Bei der Wichtigkeit der Tagesordnung wird um zahlreiches Erscheinen gebeten. — Gleichzeitig werden die Mitglieder, welche im Laufe des verfloffenen Jahres ihre Wohnung gewechselt haben, ersucht, hieron dem Kassirer Berger, Straußbergerstr. 27, II. Mittheilung zu machen.

Der Bezirksverein des werklthätigen Volkes de Schönhauser Vorstadt hielt am Dienstag, den 30. Dezember eine Versammlung in Meißer's Salon, Schönhauser Allee 161, ab. Dieselbe war trotz der dringenden Aufforderung um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder sehr schwach besucht. Auf der Tagesordnung standen: Wahl des gewählten Vorstandes. Es wurden folgende Herren gewählt: Als 1. Vorsitzender Herr Krüger, 2. Vorsitzender Herr Nagel; als 1. Schriftführer Herr Jahn, 2. Schriftführer Herr Schindler; als 1. Kassirer Herr Josef, 2. Kassirer Herr Gaele; als Beisitzer Herr Benich; als Revisor Herr Schmidt, letzterer durch Altkamrat. Es werden die Mitglieder ersucht bei der nächsten Versammlung alle zu erscheinen, da eine Besprechung zum Stiftungsfest stattfinden soll. Die nächste Versammlung wird im „Berliner Volksblatt“ bekannt gemacht.

Vermischtes.

Ein chinesisches Menu. Ein Bremer Kaufmann, der sich zur Zeit behufs Aufschlusses von Handelsverbindungen in Shanghai aufhält, war vor Ausbruch der französisch-chinesischen Feindseligkeiten bei einem der Honoratoren des himmlischen Reiches in Peking zu einem Gastmahl eingeladen worden, das er in einem in der „Schweizer Grenzpost“ veröffentlichten Briefe folgendermaßen beschreibt: „Die Tafel war schon im Voraus mit 22 Schüsseln mit Dessert beladen und durch zehn große Laternen, deren Gläser mit bunten Malereien in den lebhaftesten Farben prangten und mit Girandolen, Guirlanden, von gefälschten Gläsern und seidnen Quasten umgeben waren, auf das Hellste erleuchtet. Das Mahl war nicht in eine gewisse Anzahl von Gängen getheilt, sondern die aufwartenden Diener brachten jedes Gericht in tiefen Terrinen herein und setzten es zuerst den vornehmsten unter den eingeladenen Personen oder den beabrehtesten derselben. Das Menu war nachstehendes: 1. Schüssel: Lauben mit Champignons und zerhackten Bambusprossen gekocht — delizios. 2. Schüssel: Schweinefleisch in einem Mehlteige gebraten und dann nach Art der Farnküchen gebraten — ausgezeichnet. 3. Schüssel: Laubeneier in Fleischbrühe, wobei das Weiße der Eier fest, aber durchsichtig war — sehr gut. 4. Schüssel: Chinesische Schwalbennester mit Schinkenwürstchen und Bambusprossen (einer schleimigen Substanz) — vorzüglich. 5. Schüssel: Verschiedenes Geflügel mit Champignons und Bambuswürstchen gekocht — sehr wohl-schmeckend. 6. Schüssel: Ente mit Bambus und Kumpfhartfrüchten; diese Früchte gleichen in Geschmack und Aussehen einer Eichel ohne Kapsel — ziemlich gut. 7. Schüssel: Schweineleber in Nijnussöl gebraten — schlecht. 8. Schüssel: Ein japanisches Gericht: Ruceln mit Stockfisch und Spedschwarten — abscheulich. 9. Schüssel: Seetrabdenchwänge mit Bambuswürstchen und Schinken, in Nijnussöl zubereitet — würde ohne das säuerliche Del delikat geschmeckt haben. 10. Schüssel: Ein bunter Stern von Geflügelwürstchen, Schinken und Lauben, mit durchsichtigem geronnenem Eiweiß übergoßen — sehr saftig. 11. Schüssel: Stücke von Seefischen und Haifischstößen mit Bambus und Champignons — man wußte nicht recht, was man es; aber es schmeckte eher schlecht als gut. 12. Schüssel: Eingeweide von Geflügel mit Morcheln — die Morcheln ließen das Eingeweide mit verschlucken. 13. Schüssel: Schinken mit Rohkruppen — nicht besonders. 14. Schüssel: Schinken von Spanferkeln, im eigenen Saft gekocht — sehr delikt. Hier trat eine Pause ein, in welcher Wasserpielen herumgeredet und Fingerspiele betrieben wurden. Der Kopf der Wasserpielen ist weit kleiner als ein Fingerhut; die unmerkliche Brise Tabak, welche er faßt, ist in kaum 20 Sekunden verbrannt. Es folgten nun die weiteren Gerichte. 15. Schüssel: Landschildkröte mit ihren Eiern in Nijnussöl — schmeckt abscheulich. 16. Schüssel: Schinkenstücke — gut. 17. Schüssel: Brustfleisch von Geflügel mit saurem Kohl — nicht Delikates. Die frische Melone ist die herrlichste Frucht Chinas; ihre runeliche Schale erinnert an die Gutedeltrauben — vorzüglich. Große Orangen, deren Schalen wie Sibirien abgeschnitten waren — gut. Kleine Mandarin-Orangen — ebenfalls gut. Man trank während des ganzen Mahles nur Thee, sehr schwach und ohne Zucker, und Samjon, Wein aus Reis, der, wie der Thee, heiß getrunken wird und ein abscheuliches Getränk ist.“

Ein Surrogat. Ein New-Yorker Blatt erzählt: „Als wir neulich an einem dunklen Abend eine oblere Seitenstraße entlang gingen, hörten wir auf einer Veranda zwei Mädchen, die uns natürlich nicht sahen, im eifrigen Gespräch. „Hast du je schon einen Mann mit einem Schnurrbart geküßt?“ sagte die Eine. — „Nein, noch nie — wie das wohl sein mag?“ die Andere. — „Roma“, wir holen Papas Kleiderbürste, an der können wir's probiren!“

Die Militärlast in sämmtlichen Staaten Europas.

(Aus der „Volks-Zeitung“.)

Die Klagen über die Höhe der Steuerlast haben sich, seitdem ein Theil der direkten Steuern abgeschafft und dafür ein Vielfaches von indirekten Steuern eingeführt worden ist, anscheinend vermindert; tatsächlich feucht aber das Volk unter der großen Summe, welche es von seinem Verdienst an den Staat abgeben muß, und die abnehmende Konsumtionsfähigkeit des gesammten Volkes, welche sich wesentlich in den verringerten Einnahmen aus den Zöllen und Verbrauchssteuern zeigt, ist ein deutliches Zeichen für den Druck, welchen die hohe Steuerlast auf weite Kreise des Volkes ausübt. Es sollte dies eine dringende Mahnung sein, den Versuch zu machen, durch eine sehr weitgehende Sparjamkeit die Möglichkeit einer Herabsetzung der Steuerlast zu schaffen; sehen wir uns aber den Staatshaushalt an, so finden wir nur einen einzigen Theil desselben, welcher solche Ersparnisse gestattet, daß der Betrag bedeutender Steuerlasten ertragen könnte. Es ist dies der Militäretat, welcher wenn wir von dem Marineetat ganz absehen, im Ordinarium und Extraordinarium zusammen jetzt rund 370 Millionen erfordert, also pro Kopf der Bevölkerung ungefähr die Summe von 8 M., d. h. pro Familie 40 Mark.

Diese Summe muß ganz bedeutend erscheinen, es ist aber damit noch lange nicht der Ausfall in unserem wirtschaftlichen Leben, welchen der Militäretat zur Folge hat, erschöpft, denn um diesen Ausfall in seinem vollen Umfange kennen zu lernen, muß man den Werth der Arbeit, welche die bei den Föhnen befindlichen Soldaten leisten könnten, wenn sie nicht eingezogen worden wären, in Rechnung stellen. Diesen Werth findet man aus dem Arbeitslohn, welchen durchschnittlich die Arbeiter bei uns erhalten, und man wird wohl nicht zu hoch greifen, wenn man den Durchschnittssatz, welchen bei uns gesunde, kräftige Arbeiter in den Jahren der besten Kraft und Arbeitsfähigkeit erhalten, auf 2,50 Mark pro Tag ansetzt. Dies macht pro Jahr bei 300 Arbeitstagen 750 Mark pro Mann. Multipliziert man diese Summe mit der Zahl der Soldaten, welche bei uns in Friedenszeiten bei den Föhnen stehen, nämlich mit 449 236, so erhält man die Summe von 337 470 750 Mark, welche Summe man zu dem Militär-Etat zuzählen muß, um die Gesamtsumme dessen zu erfahren, was dem wirtschaftlichen Leben durch die Armee entzogen wird. Es giebt dies für Deutschland die Summe von 707 998 000 Mark, was eine Belastung von 15,5 Mark pro Kopf, d. h. an 77,5 Mark pro Familie entspricht.

Das ist gewiß eine ganz respektable Summe; man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß Deutschland allein unter einer solchen Last leidet; die übrigen Staaten Europas theilen das Geschick unseres Vaterlandes, und es ist vielleicht recht belehrend, einmal zu sehen, was den Bewohnern Europas — wir lassen dabei die Schweiz, welche so glänzlich ist, kein stehendes Heer zu besitzen, und die Türkei, für welche keine absolut sichere Angaben vorhanden sind, ganz außer Betracht — der bewaffnete Friede kostet.

Sehen wir zuerst, wie groß die Armeen sind, welche die einzelnen Staaten trotz des tiefen Friedens und trotz der friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen, in welchem alle diese Staaten unter einander leben, unterhalten zu müssen glauben.

Dabei steht unter den Großstaaten obenan Rußland mit einer Friedens-Armee von 521 168 Mann, dann folgen:

Frankreich	mit 499 961 Mann
Deutschland	„ 449 236 „
Oesterreich	„ 290 336 „
England	„ 199 273 „
Italien	„ 173 612 „
Spanien	„ 131 674 „

Unter den Staaten zweiten Ranges steht obenan: Holland mit 65 010 Mann, es folgen:

Schweden und Norwegen	„ 44 146 „
Belgien	„ 44 060 „
Portugal	„ 29 962 „
Griechenland	„ 29 369 „
Rumänien	„ 19 812 „
Serbien	„ 18 500 „
Dänemark	„ 15 000 „
Luxemburg	„ 413 „

Es sind dies zusammen 2 529 522 Mann, welche in Europa Jahr aus, Jahr ein unter Waffen stehen.

Wie hoch die Unterhaltungskosten für diese große Anzahl von Menschen sind, läßt sich, bei der Unsicherheit des Budgets in einer großen Anzahl von Staaten nicht mit absoluter Genauigkeit angeben; es wird uns aber, bei der sparsamen Verwaltung, durch welche sich unsere deutsche Armeeführung auszeichnet, Niemand der Uebertreibung beschuldigen, wenn wir den Satz, welcher in Preußen im Durchschnitt auf jeden einzelnen Soldaten entfällt, auf die ganze europäische Armee anwenden. Es sind dies 825 M. pro Jahr, und es betragen demnach die Ausgaben für die Armeen in Europa — mit Ausnahme der Schweiz und der Türkei — zusammen die kolossale Summe von 2 033 855 650 M., und diese Summe muß durch die Leistung aller Steuerzahler aufgebracht werden.

Damit sind aber die wirtschaftlichen Kosten der stehenden Heere in dem Umfange, wie sie jetzt die europäischen Staaten zu ihrer Sicherheit für notwendig erachten, noch nicht erschöpft, es kommen dazu die Verluste, welche dem National-Vermögen jedes einzelnen Staates dadurch erwachsen, daß eine so große Anzahl gesunder und kräftiger Männer der produktiven Arbeit entzogen ist. Diesen Verlust haben wir oben auf rund 750 M. jährlich pro Kopf für Deutschland angeschlagen und diese Summe wird auch für die Gesamtheit zutreffend sein, denn wenn auch in einigen der kleinen wenig fortgeschrittenen Staaten und auch wohl in Rußland der Durchschnitts-Arbeitslohn niedriger ist, so ist er doch in England und Frankreich bedeutend höher und wird es sich dadurch ausgleichen. Multipliziert man nun die Zahl der Soldaten mit 750, so ergibt sich ein jährlicher Verlust an produktiver Arbeit im Werthe von 1 897 191 500 M., welche Summe der oben gefundenen hinzugesetzt werden muß, um den Gesamtverlust des National-Vermögens durch die stehenden Heere zu finden. Danach würde sich dieser Gesamtverlust auf 3 931 047 150 M. oder rund 4 Milliarden Mark stellen, sicherlich eine Summe, welche zum Nachdenken auffordert, um so mehr, als sich bei Gegenüberstellung der Bevölkerungsziffer der angeführten Staaten ergibt, daß zu dieser Summe jeder Einzelne 12 M., die Familie also durchschnittlich 60 M. jährlich beitragen muß.

Es wird nun, um die Steuerzahler mit dieser kolossalen Last, welche die Ausdehnung der stehenden Heere verursacht, auszuheilen, gewöhnlich behauptet, daß die Ausgaben für die Armeen das Land eigentlich nur wenig belasten, da das Geld ja im Lande bleibe, und man ist sogar so weit gegangen, das Militär-Budget mit einem fruchtbareren Regen zu vergleichen, welcher sich über das Land ergießt und Hunderttausenden Beschäftigung giebt. Das klingt sehr hübsch, es ist aber, wenn man genauer zuseht, nicht recht zutreffend.

Nehmen wir an, daß ein Handwerksmeister, welcher, um die auf ihn und seine Familie entfallende Summe des Militärbudgets, also 60 M. aufzubringen, einen Monat gearbeitet hat, nun durch die Militärverwaltung so viel Arbeit erhält, daß er wieder 60 M. daran verdient, so ist dies doch gewiß der günstigste Fall und entspricht ganz dem befruchtenden Segen, von welchem die Schwärmer für ein hohes Militär-Budget sprechen. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß er, um diese ihm wieder zuzuführenden 60 Mark zu verdienen, wieder einen Monat arbeiten muß, daß er also immer den ersten Monat hindurch seine ganze Arbeitskraft nur dem Fiskus gewidmet hat, und daß, wenn ihm im zweiten Monat durch Arbeiten für das Militär wieder 60 M. zuzuführen, er in diesem zweiten Monat durch Arbeit für Privatleute auch eben so viel verdient haben würde, und daß er, wenn er den Verdienst jenes ersten Monats nicht an den Fiskus — sei es in Form von direkten

oder indirekten Steuern — gezahlt hätte, jetzt statt 60 M. 120 M. haben würde.

Es wird auch durch die Bekleidung und Ernährung der Truppen keine wesentliche Mehrarbeit geschaffen: alle diese Personen würden als Privatpersonen auch Kleider und Stiefel gebrauchen und würden essen müssen, die Einen mehr, die Anderen weniger. Als Arbeit, welche ausschließlich durch die stehenden Heere geschaffen wird, kann man nur die gesteigerte Fabrikation von Waffen und Munition bezeichnen. Diese Gegenstände würden allerdings ohne die stehenden Heere und deren ausgedehnte Waffenübungen bei Weitem nicht in dem Umfange konsumiert werden, als dies jetzt geschieht; wenn wir aber selbst den Verdienst, welcher der Privat-Industrie aus diesen Fabrikationszweigen erwächst, in ganz Europa im Jahre auf 100 bis 150 Millionen Mark anschlagen, so fragt es sich doch sehr, ob dies ein Äquivalent für eine Steuerlast von vier Milliarden ist.

Wir meinen, daß gegenüber einer solchen Belastung sich die Bevölkerung der europäischen Staaten doch endlich einmal ernsthaft die Frage vorlegen müßte, ob es nicht an der Zeit wäre, dem ein Ende zu machen und durch eine gleichmäßige Abrüstung die Steuerlast zu erleichtern. Es mag dies so Manchem schwierig, ja vielleicht unmöglich erscheinen; wir verkennen auch nicht die Schwierigkeiten, welche vorhanden sind, meinen aber, daß gerade der augenblickliche Zeitpunkt sehr wohl geeignet ist, einen solchen Versuch zu wagen. In der Kongo-Konferenz haben sich die Mächte zusammengefunden, um ein Gebiet im fernen Afrika zu neutralisieren; sollte da der Gedanke nicht nahe liegen, daß man dieselbe Wohlthat, welche man unseren schwarzen Brüdern zu Theil werden läßt, auch den europäischen Staaten zuwenden könnte? Die Bevölkerung der europäischen Staaten würde dafür, daß die Herren Diplomaten sicher sein, viel dankbarer sein, als die Herren Regier im Gebiete des Kongo.

Politische Uebersicht.

In Würzburg haben sich Volksparteier und „Deutsch-Freikämpfer“ auf ein Programm geeinigt, daß sich von den sonstigen Programmen der sog. Freikämpfer wesentlich unterscheidet. Dasselbe enthält u. A. folgende Forderungen: Für die Arbeiter ein Arbeiterschutzgesetz, Maximalarbeitszeit für die industriellen Arbeiter, Alters- und Invalidenversorgung; ferner Regelung der Frauenarbeit und Verbot der Kinderarbeit in den Fabriken. Anbahnung eines internationalen Fabrikgesetzes. — Für die Handwerker: Förderung der freien Innungen und Erwerbsgenossenschaft, ausgiebige Besteuerung der Auktions-, Wanderlager- und Hausgeschäfte, Regelung der Konkurrenz der Buchdruckerei, Einführung von Musterlagern, Errichtung von Lehrwerkstätten, Gewerksbanken und Gewerkschaften. — Für die Bauern: Staatshypothekendarlehen mit zahlreichen Fikalen bezugs Verbilligung des Grundkredits, Darlehenskassen für den Personalkredit, Förderung des bäuerlichen Genossenschaftswesens, öffentliche Lagerhäuser behufs Einlagerung und Verlehnung von Getreide und Landesprodukten, Steuerfreiheit für die landwirtschaftlichen Brennereien bei Verwertung selbstgezeugter Produkte, Uebernahme der für ein gezieltes Feuerlöschwesen notwendigen Kosten durch die staatlichen und privaten Feuerversicherungsanstalten, Aenderung der drückenden Bestimmungen der Substitutionsordnung, Herabsetzung der Besitzveränderungssteuern, Ermächtigung der Staatskassen bei Hypothekenaufnahmen und Erleichterung und Ueberrückbarkeit derselben, strenge Maßregeln gegen Lebensmittel-, besonders Weinverfälschung. — Für die Industrie und den Handel: Vermehrung der Berufskonsulate, Musterlager im Auslande, Erschließung neuer Absatzgebiete, Förderung einer maßvollen Kolonialpolitik, Anlage von Handelsstationen. — Man sieht, daß die Herren dem Grundgedanken huldigen: „Der Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen.“ Doch was uns am meisten berührt, ja, was sich wunderbar ausnimmt in dem Programm, das sind die Arbeiter betreffenden Forderungen.

„Mit Vergnügen.“

Eine wunderliche Geschichte.

„... So, liebe Freundin Marie, auch in das Leben eines neunzehnjährigen Mädchens können wunderbare Begebenheiten entscheidend eingegriffen haben. Du richtest viele Fragen an mich, die ich sehr natürlich finde. Bei welcher Gelegenheit ich meinen Bräutigam kennen gelernt habe? Ob der Verlobung ein kleiner Roman vorgegangen sei, wie dies jedes Mädchen wünschen möchte? Wie ich mich in diesem Falle als Romanheldin benommen hätte? Nun, ich will Dir eine aufrichtige Beichte ablegen und Du wirst daraus urtheilen können, wie seltsam und merkwürdig verschlungen oft die Wege sind, die Gott Amor wählt, um zu seinem Ziele zu gelangen. Nur Eines will ich gleich vorausschicken; ich glaube, unter seltsameren Umständen hat noch nie ein Weib den künftigen Gatten kennen gelernt, als ich...“

Du weißt, daß wir heuer eine kleine Badereise gemacht haben. Papa wollte ursprünglich allein reisen, denn er meinte, er brauche weder Frau noch Tochter dazu, wenn er um einige Rilo abnehmen wolle. Mama aber wußte es ihm sehr plausibel zu machen, daß man an einem Kurort leicht prächtige Bekannschaften machen und die erwünschten Männer für die Tochter finden könne, so daß er sich schließlich entschloß, uns alle mitzunehmen. Mariechen, Du kannst Dir vorstellen, in welche Aufregung ich und Olga durch diese erste Badereise versetzt wurden! Die Aufregung beherrschte uns während der ganzen Reise, und kaum in Marienbad angelangt, hätten wir uns am liebsten gleich umgelleidet, um unter Leute zu kommen. Es war aber Abend und Papa fühlte sich von der langen Reise zu sehr ermüdet, um noch einen Spaziergang zu machen. Ach, die Väter sind so bequem! Wir mußten also früh schlafen gehen. Nachdem ich und Olga im Hotel ein kleines separates Zimmer neben dem der Eltern hatten und ganz ungestört waren, phantasirten wir mitammen die halbe Nacht von unserem Badeaufenthalte. Als ich schließlich einschlief, war auch mein Schlaf voll Aufregung und ich hatte die seltsamsten Träume. Erst verfolgte mich ein großer Wolf, ein junger Kurgast nahm mich in die Arme, der Ärmste konnte mich aber nicht

retten, denn er war zu beleibt dazu; in Marienbad sind alle Kurgäste beleibt. Dana schien es mir im Traum, als fiel ich in's Wasser, und dann — nun jetzt komme ich zu der großen Begebenheit! Es mochte gegen zwei Uhr Morgens sein, da vernahm ich im Traume den Ruf: „Feuer! Feuer!“ Ich hörte den Ruf so deutlich, daß ich sofort erwachte und keinen Augenblick bezweifelte, das Haus brenne wirklich. Ich sprang empor, und ohne an Olga zu denken, wollte ich nur mich retten. Ich stürzte ganz verschlafen auf den Korridor hinaus, draußen aber war es pechschwarz, tiefste Stille herrschte, kein Laut war hörbar. Da nahm ich in der Nähe einen schwachen Lichtschein wahr und eilte dorthin. Ich stand bei der Treppe, auf die durch ein Fenster, das in einen kleinen Hof ging, ein schwacher Schimmer des Mondlichtes fiel. Hier blieb ich stehen und horchte. Ich hörte nur das angestohlene Pochen meines Herzens, ringsherum war alles still, das Haus brannte nicht lichterloh und kein Mensch rief Feuer. Ich sah ein, daß mich ein böshafter Traum geneckt hatte, ich begann mich auf dem verlassenen Korridor zu fürchten und suchte nun wieder in mein Zimmerchen zu kommen. Ich tappte mich im finstern Korridor fort, öffnete rasch die Thüre des Zimmers, zitternd vor Kälte, denn ich war nur leicht bekleidet. „Olga!“ rief ich im Dunkeln, „ich bin erkältet. Sei so gut und wirf mir meinen Shawl zu!“ „Mit Vergnügen!“ sagte eine tiefe Bassstimme, die nie die Stimme Olgas gewesen war. Ich stieß einen jämmerlichen Schrei aus, denn ich begriff, daß ich mich verirrt hatte und in das Zimmer eines Fremden gerathen war. Zum Glück hatte ich noch die Thürklinke in der Hand, im nächsten Augenblick war ich wieder auf dem Korridor, wo ich einige Minuten halbtodt vor Furcht und Schrecken herumirrte, bis mir einfiel, daß unser Zimmer das zweite von der Treppe war und ich wieder wagte eine Thür zu öffnen. Diesmal war es die richtige. Du kannst Dir vorstellen, daß ich in dieser Nacht kein Auge mehr schloß und auch Olga nicht schlafen ließ, da ich mich entsetzlich fürchtete. Das abscheuliche Mädchen lachte mich überbies aus, lachte immerwährend, als ich ihr meine nächtlichen Abenteuer erzählte, ihre Heiterkeit konnte keine Grenzen und währte bis zum Morgen. Doch versprach sie mir, keiner Menschenseele etwas von den Ereignissen dieser Nacht zu erzählen.

Acht Tage habe ich mich nicht aus dem Zimmer herausgewagt, in der Furcht, einem Nachbarn zu begegnen, der mich erkennen könnte. Die ganze Badereise schien mir nun ein Unglück, alle Freude war mir zerstört. Ich schätzte einen leidenden Zustand vor, um auf dem Zimmer bleiben zu können, was die Eltern sehr beängstigte; wenn ich mich aber auch dagegen sträubte, ärztlichen Rath einzuholen, so glaube mir, ich war wirklich leidend! Die Aufregungen der ersten Nacht im Hotel hatten meine Nerven krank gemacht, ich zuckte beim geringsten Geräusch zusammen und hatte Herzkrämpfe, wenn eine Thüre geräuschvoll ins Schloß fiel. Endlich, am achten Tage, zwang mich Olga, die ich gar zu sehr mit meinen Launen quälte, das Zimmer zu verlassen. Sie drohte nämlich, den Eltern Alles zu sagen, wenn ich nicht ausgehen wollte. So entschloß ich mich denn schweren Herzens zu dem ersten Spaziergang in Marienbad. Anfangs ging Alles gut. Die frische Luft, der goldige Sonnenschein wirkten wirklich erfrischend und erheitend auf mich, und ich begann meine Grillen zu vergessen. Nach einem Stündchen im Freien lehrten wir zum Mittagmahle ins Hotel zurück. Wir dinirten an der Table d'hôte mit anderen Gästen. Es waren lauter fremde Gesichter. Neben mir saß eine wahre Hühnengestalt, ein preussischer Offizier von vielleicht zwei bis dreißig Jahren, mit kurzgeschneitem schwarzen Barte, der das gebräunte Gesicht sehr gut liebte. Er benahm sich sehr zuvorkommend gegen mich. Ich hatte wieder Muth gefaßt, aber das Mahl wollte mir trotzdem, ich wußte nicht weshalb, nicht munden. Endlich kam ich beim Braten auf den Grund. Ich fand heraus, daß die Speisen ganz ungeschmacklos waren. Ich suchte mit den Augen nach dem Salzfaßchen und bemerkte es weiter unten auf dem Tische. Ich ersuche darauf meinen Nachbar, mir das Salz zu reichen. „Wollen Sie so gütig sein, mein Herr?“ — „Mit Vergnügen!“ sagt eine tiefe Bassstimme, die ich Ärmste ach! nur zu gut kannte. Ich fiel in Ohnmacht bei dem Klänge dieser schrecklichen Stimme, welche die bedeutungsvollen Worte sprach. Man brachte mich bewußtlos auf mein Zimmer, mein Tischnachbar ließ es sich nicht nehmen, dabei hilfreiche Dienste zu leisten. Papa erklärte den Vorfall mit meinem leidenden Zustande, der mich schon acht Tage aus dem Zimmer gefesselt gehalten hatte, er

Noch vor den Reichstagswahlen erklärte Herr Richter, und mit ihm sämtliche Reichstagsmitglieder, dass derartige Forderungen utopisch seien und daher nicht von der Gesetzgebung gewährt werden könnten; und jetzt müssen diese Forderungen, die ihre eigenen Mannen nicht mehr an solche Worte glauben, sondern die „utopischen“ Forderungen zu den ihren machen. Freilich ist der Zweifel an dem Ernste der Sache nur zu gerechtfertigt, denn erhebt sich anzunehmen, dass es sich zunächst nur um den Sumpfschwamm handelt und zweitens kommt es auf das Wie an, darauf, wie viel Schutz, resp. wie lang der Maximal-Arbeitszeit sein soll. Kurz: Zwischen den Forderungen der Arbeiter, und denen der sog. „Freisinnigen“, besteht im Grunde ein großer Unterschied, wenn dieselben, wie hier im angezogenen Programme, wörtlich gleichlautend sind. — Trotzdem erkennen wir in dieser Thatsache einen erfreulichen Fortschritt, sie zeigt deutlich, dass auf die Dauer sich keine Partei mehr den Ideen der Neuzeit verschließen kann. Wenn der Herr Richter jetzt noch, wie dies von ihm im vorigen Jahre geschah — vom Redner-Redium, einer Versammlung die Worte zurufen würde: „Der Maximal-Arbeitszeit ist eine Utopie, alle Petitionen danach sind Humbug“ — dann würde er sich dem Fluche der Lächerlichkeit, selbst bei seinen eigenen Anhängern aussetzen.

Zur Frage der Dampfersubvention liegen heute einige neue nicht uninteressante Mittheilungen vor. Ein Leipziger Handelshaus veröffentlicht ein Schreiben, in welchem der Widerstand der Hansestädte gegen das Anlaufen der Dampfer in holländisch-belgischen Häfen als unbillig bezeichnet wird, da es jetzt nicht möglich sei, aus der oberen Abtheilung einzelne Maschinenartikel über Hamburg nach Australien zu exportieren, weil dieselben die hohe Eisenbahnfracht nicht zu tragen vermöchten. Der Verfasser ertheilt den Hamburgern und Bremern den Rath, mit allen Kräften auf die Erbauung eines Kanals hinzuwirken, welcher den Rhein mit der Weser und Elbe verbindet. Nur auf diesem Wege lasse sich der größte Theil des Ein- und Ausfuhr-Handels für Hamburg und Bremen gewinnen. Bemerkenswerth ist auch die Neuerung der Hamburger Handelskammer. Die Korporation steht auf folgendem Standpunkte. Sie befürwortet die Subvention, verlangt jedoch Dampfer ersten Ranges, welche beispielsweise den Weg von italienischen Häfen nach Hongkong in 30 Tagen zurücklegen. Für den Fall der Nichtberücksichtigung dieser Vorschläge stellt die zunächst beteiligte Handelskammer einen Misserfolg des Unternehmens und zugleich eine ernsthafte Sühndigung der bestehenden Dampferlinien in Aussicht. Hinsichtlich der Frage Triest oder Genua wird dem „Bester Lloyd“ aus Triest geschrieben, dass der dortige deutsche Konsul, Herr Lutteroth, sich in einer Denkschrift gegen das Projekt, die Mittelmeer-Verbindungen von Triest ausgeben zu lassen, geäußert hat. Erst nach Eingang dieser Denkschrift soll der Reichskanzler, wie wir bereits mittheilten, sich entschlossen haben, die Angelegenheit nochmals an Ort und Stelle durch einen besonderen Delegierten prüfen zu lassen. In der Triester Handelswelt selbst scheinen die Ansichten über die Frage auch getheilt zu sein. Manche befürchten von den deutschen Dampfern eine scharfe Konkurrenz gegen den Lloyd. Andere, die italienische Sympathien haben, bezogen eine weitere Germanisierung Triests. Gleichzeitig werden von Rom aus, wie der Telegraph meldet, sehr energische Anstrengungen gemacht, für Genua den Ausgangshafen für die Mittelmeer-Linie zu erhalten. Sogar der Ministerrath soll sich mit der Frage beschäftigt haben. Die „Frankf. Btg.“ ist der Meinung, dass, abgesehen von allen politischen Sympathien oder Antipathien, die Gotthardlinie und der Hafen von Genua am besten den gesammten wirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches entsprechen.

Die afrikanische Konferenz wird im Laufe der nächsten Woche ihre Arbeiten wieder aufnehmen. Die erste Kommissions-Sitzung zur Beratung der in der letzten Plenarsitzung am 22. Dezember an die Kommission überwiesenen Fragen ist auf Montag, den 5. Januar, Nachmittags 2 Uhr, anberaumt. — Der „N. Btg.“ zufolge ist davon die Rede, dass der zweite Sohn des Grafen von Flandern, Prinz Albert (geb. 8. April 1875), als Fürst des Kongo-Landes bezeichnet und bis zu dessen Regierungsfähigkeit die Vormundschaft von seinem Vater geführt werden soll. Der Sitz der obersten Verwaltung soll in Brüssel sein und ein aus Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzter Rath die Geschäfte führen. (8)

Ueber die Erwerbung der Lucia-Bai durch Herrn Lüderitz wird nachfolgendes berichtet: Darüber, dass die Lucia-Bai nebst Umgebung (ca. 100 000 Acres Land) in den Besitz des Herrn Lüderitz übergegangen ist, ist kein Zweifel mehr, und es findet diese Nachricht in den Londoner Blättern ihre Bestätigung. Dieselben protestiren, wie ein Londoner Privat-telegramm heute mittheilt, nur dagegen, dass die St. Lucia-Bai als Theil eines Gebietes, auf dem die britische Flagge weht, durch die Erwerbung seitens des Herrn Lüderitz deutsches Land geworden sei. Die Regelung der hierbei auftauchenden staatsrechtlichen Fragen ist augenblicklich Gegenstand der Erwägung und Prüfung der deutschen Reichsregierung. Herr Adolf Schiel, ein Frankfurter Kind, der eine Art Ministerstellung im Zulu-

land sich erworben hat, befindet sich im Auftrage des Zulu-Königs in Deutschland und gedenkt sich in dieser Woche von Frankfurt a. M. nach Berlin zu begeben, um an amtlicher Stelle über die Verhältnisse im Zululande und die dortigen Besitzverhältnisse Seitens deutscher Staatsangehöriger Bericht zu erstatten. Nähere Details jetzt schon in die Öffentlichkeit zu bringen, würde verfrüht sein; erwähnt mag nur werden, dass die Meldung der „Magd. Btg.“ über die Besitzergreifung der Lucia-Bai in manchen Punkten, wie der „Frankf. Beob.“ berichtet, der Berichtigung bedarf. Danach ist keineswegs Herr Einwald aus Heidelberg der ursprüngliche Erwerber der Lucia-Bai, und noch weniger hätte sich der Zulu-König Dimzululu durch ein paar werthlose Geschenke, bestehend in Toilette-Gegenständen und dergleichen, zur Vergabe einer vielversprechenden Bucht nebst Küstenstrich bestimmen lassen. Herr Einwald wäre, Dank der Fürsprache des Herrn Adolf Schiel, von dem Zulu-König empfangen worden; dieser aber sei erstauet über die Art und Weise gewesen, wie der Heidelberger Reisende sich mit jenen „Geschenken“ einfuhrte (!) und würde sie zurückgewiesen haben, wenn ihn nicht Schiel aus Gründen des guten Einvernehmens mit den Deutschen davon abgehalten hätte. Die Geschenke wären an das Gefolge des Königs vertheilt worden. Dass der König zur Abtretung der St. Lucia-Bai sich entschloß, sei ganz andern Gründen als den in der „Magd. Btg.“ mitgetheilten zuzuschreiben. Der weitere Gang der Ereignisse werde über die Beweggründe des Königs Aufklärung geben. — Ob das Alles so der Wahrheit entspricht?

Zur Braunschweiger Erbfolgefrage. Die „Post“ bringt aus Gmunden folgende Nachricht: „Das Palais, welches der Herzog von Cumberland hier aufzuführen läßt, schreitet seiner Vollendung entgegen; der Architekt, welcher den Bau leitete, wurde nunmehr auch mit der Aufgabe betraut, nicht bloß die Entwürfe für die innere Ausschmückung, sondern auch für die kostbare Einrichtung herzustellen. Bemerkenswerth ist hierbei der Umstand, dass die letztere fix und fertig aus Hannover nach Gmunden gebracht werden wird, da alle Bestellungen auch daselbst erfolgten.“ — Hierzu veröffentlicht die „Nord d. Allg. Btg.“ den nachstehenden offiziellen Kommentar, welcher beweist, dass man in den hiesigen maßgebenden Kreisen auf den Herzog sehr schlecht zu sprechen ist: „Dass der Herzog von Cumberland die Handwerker in Hannover in der That sehr schätzte, ist an sich sehr erfreulich. Es scheint uns indes der Zweifel berechtigt, ob er dazu lediglich durch das allgemein menschliche Gefühl der Anhänglichkeit an die ehemalige Heimath bestimmt worden ist. Gmunden liegt nicht weit entfernt von verschiedenen Städten, die sich durch ihre kunstgewerblichen Leistungen auszeichnen und Hannover vielleicht darin übertreffen. Wenn der Herzog von Cumberland sich trotzdem seine Schloss-Einrichtung einige hundert Meilen weit verschreibt, so scheint uns die Annahme gerechtfertigt, dass er dieses schwere Geldopfer nicht ohne einen Hintergedanken gebracht hat. Jedenfalls hat der Herzog nicht dem Handwerkerstande in der preussischen Provinz Hannover einen Verdienst zuwenden wollen, sondern er hat beabsichtigt, der Partei, von welcher er die Wiederherstellung des Königreichs Hannover erwartete, eine Aufmunterung durch längere Münze zu geben. Nach dem Grundsatz Facta loquuntur scheinen uns die Bestellungen in Hannover für die Beurtheilung der Zukunftspläne des Herzogs bedeutungsvoller als die papiernen Verabreichungen auf den hannoverschen Thron. Es wird uns nicht Wunder nehmen, wenn der Herzog seine Bestellungen nächstens auf Braunschweig ausdehnt. Warum sollte er nicht auch dort den Weg politischer Propaganda betreten, von dem er sich für Hannover Erfolge verspricht?“ — Nach dieser offiziellen Sprache zu urtheilen, haben sich die Ausfühler des Herzogs auf den Braunschweiger Thron nicht gegeben.

Frankreich.

Die Dampfer „France“, „Provence“, „Bearn“ und „Cacha“ sind von der französischen Regierung laut telegraphischer Mittheilung aus Marseille, zum Transport von Truppen nach Tongking gemietet worden. Zugleich hat der Marineminister die telegraphische Meldung erhalten, dass der „Bien-Hoa“ am 23. Dezember in Saigon eingetroffen ist, während in Toulon noch vor wenigen Tagen das Gerücht verbreitet war, dass dieser große Transportdampfer durch einen chinesischen Ankerer gelapert worden wäre. Andererseits werden in den französischen Blättern Besorgnisse darüber geäußert, dass das Eintreffen der im November von Mexico aus abgegangenen Verstärkungsmannschaften für die Tongking-Expedition in den chinesischen Gewässern noch nicht gemeldet worden ist, zumal da diese Truppenverstärkungen bereits in Singapur angelangt sein müssen. Der offizielle „Temps“ hebt jedoch hervor, dass die Transportdampfer von Kriegsschiffen begleitet seien, so dass auch hier die Annahme ausgeschlossen erscheint, dass die Chinesen sich derselben bemächtigt haben könnten. Dagegen geht aus Mittheilungen der „Times“ aus Hongkong hervor, dass die chinesische Flotte, welche nach Korea zu gehen bestimmt ist, von französischen Kriegsschiffen begleitet werden soll. — Der Pariser Stadtrath beschloß mit 40 gegen 36 Stimmen die Verwerfung des Polizeibudgets. — Spuller feiert den Jahrestag von Gambettas Tode in der „Republique franc.“ in einem fünf Spalten langen Artikel. Gleichzeitig meldet das Blatt in gesperrter Schrift, Gambettas Haus in Ville d'Avray diebe der Nation als Wallfahrtsort erhalten. Die Wahrheit ist, dass es über anderthalb Jahre zum Verkauf stand, aber seinen Käufer fand. — Unter Fräulein Barberouffs Vorstz bildete sich ein Frauenbund, der für gewaltsame Geltendmachung der verkannten Frauenrechte eintritt. Er wird demnächst ein großes Frauenmeeting einberufen.

Spanien.

Die spanischen Cortes sind am Sonnabend eröffnet worden. Im Senat kam die Angelegenheit der Madrider Studenten zur Sprache; der Marschall Rosalios, Mitglied der alten gemäßigten Partei, bekämpfte die allgemeine Politik des Ministeriums. — Auch die spanische Regierung ist eifrig bestrebt, von dem schwarzen Erdbeil ein gut Stück zu erhalten. Wie der „Imperial“ meldet, berichten die im Juli von einer spanischen Gesellschaft nach Afrika gesendeten Delegirten, dass nachdem die Deutschen den Küstenstrich von Fernando-Bo besetzt haben, die Spanier ihrerseits im Innern eine 15 000 Quadratkilometer große Zone okkupiren werden, welche das sogenannte Krystallgebirge enthält und wiederum so groß ist als die Insel Fernando-Bo. Die Delegirten schlossen Verträge mit 80 Häuptlingen und 10 Stämmen.

Ägypten.

Wie aus Kairo telegraphirt wird, erhielt General Wolseley einen Brevet mit den Worten: „Khartum alright. C. Gordon, 14. Dezember.“ Das Papier trägt das Siegel Gordons, die Echtheit ist nicht zu bezweifeln. — Es ist hiernach anzunehmen, dass der General sich in Khartum halten werde, bis General Wolseley ihn entläßt.

Nord-Amerika.

Die nordamerikanischen Zeitungen veröffentlichen ein Schreiben des Gouverneurs Cleveland an die nationale Liga zur Reform des Staatsdienstes, worin der zukünftige Präsident erklärt, er betrachte sich als verpflichtet, eine Reform des Staatsdienstes durchzuführen, da er dem Volke versprochen, die betreffende Kongressakte in Kraft zu setzen. „Tüchtigkeit, Tauglichkeit und hingebender Dienstleister sind“, fährt das Schreiben fort, „die Bedingungen für den Verbleib im Staatsdienst“. Obwohl die kommende Verwaltung demokratisch sein würde, werde gehörige Rücksicht auf das Interesse des Volkes nicht erlauben, dass treue Parteidienste stets durch Aemtererwerbungen belohnt werden. Während Demokraten jede gebührende Rücksicht erwarten dürfen, würden Ernennungen für Aemter eher auf hinreichende Grundung betreffs der Tauglichkeit der Kandidaten, als auf beharrliche Zudringlichkeit oder beigebrachte Em-

pfelungen basirt werden. — Der zukünftige Präsident der Vereinigten Staaten wird also in dieser Hinsicht den Erwartungen, die von vornherein auf ihn gesetzt wurden, bestens entsprechen. (9)

lokales.

N. Die Eröffnung der neuen Stadtbahn, Station „Thiergarten“, an der Charlottenburger Chaussee, zwischen den Stationen „Velleue“ und „Zoologischer Garten“ findet am 5. d. Mts. zugleich mit der diesjährigen Eröffnung der technischen Hochschule statt. Die Blüge werden vom Lehrten Bahnhof aus 2 Minuten später auf der Station „Thiergarten“, als auf „Velleue“ und von „Westend“ 2 Minuten später, als auf der Station „Zoologischer Garten“, eintreffen.

N. Das neue Fernsprech-Amt in Rixdorf ist, wie uns geschrieben wird, am gestrigen Tage eröffnet und dem Verkehr übergeben worden. Das Amt zählt bis jetzt 2 Teilnehmer, die Vokaleumfabrik und die Firma Kiefeling. Man ist augenblicklich damit beschäftigt, die am Berlin-Hafenhaude angelegten Teilnehmer nach dem Rixdorfer Amt zu verlegen.

Der Beginn der Schulen. Die „B. B. B.“ notifizirt die ihr als positiv zugehende Mittheilung, dass man an maßgebender Stelle beschloß, den Beginn der Schulen auch im Sommer um 8 Uhr und nicht, wie bisher, schon um 7 Uhr stattfinden zu lassen. Es liegt in der Natur der Entwicklung einer Großstadt, dass das Bedürfnis, die Geschäftshäuser, Waaren- und Musterlager in der inneren Stadt konzentriert zu haben, zur Stabilisierung von Verkaufsräumen nach oben führt. In dieser Weise werden die Miether, weil sie nicht im Stande sind, so hohe Miethspreise zu bezahlen wie die Geschäftsinhaber, immer mehr dazu gedrängt, nach der Peripherie der Stadt zu ziehen. Damit ist meist für die Kinder der Nothwendigkeit verbunden, dass sie weiter entfernt von den Schulen wohnen, als angenehm für sie ist, da sie gezwungen sind, früher als bisher von Hause fortzugehen. Man kann sich's ausmalen, wie mühsam und verhasst die Kinder zur Schule kamen, wenn sie zwischen 5 und 5 1/2 Uhr des Morgens aufstehen mußten, um den Frühzug zu benutzen.

b. Der Engpass an der Ecke der Dranburger- und Artilleriestraße wird jetzt verbreitert. Das ehemalige Gebäude der Luisenschule, der ältesten städtischen höheren Mädchenschule, wird dazu niedergelegt. Bei diesem Abbruch zeigt sich wieder, wie sorgsam unsere Altvordern ihre Bauwerke fundamentirten. Die prächtigen Kalksteine der Fundamente werden abgefahren und anderwärts bei Neubauten verwendet.

Die Menge von Fremden, die sich vorübergehend in der Metropole des deutschen Reiches aufhält, wird nicht unerheblich gesteigert durch die Zahl derjenigen, welche wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Ausbildung in den verschiedenen öffentlichen und privaten Lehranstalten suchen. Ein buntes internationales Bild zeigt die Berliner Schneider-Akademie (Stechbahn 1 und 2) in der italienischen Ueberricht der Länder und Oele, aus denen sich ihre Zöglinge zusammensetzen. Im verflochtenen Jahre wurde die Anstalt von 743 Schülern und Schülerinnen besucht. Von diesen entfallen auf Preußen 393, Sachsen 47, Bayern 36, die sächsischen Fürstenthümer 28, Rußland 27, Württemberg 23, Oesterreich-Ungarn 22, Baden 19, Mecklenburg 17, Hessen und Hamburg je 13, Braunschweig, Oldenburg, Elsaß-Lothringen und die Vereinigten Staaten von Amerika je 9, Schweiz 7, Schweden und Bremen je 6, Norwegen, Lippe, Dänemark und Belgien je 5, England, die Niederlande, Frankreich und Italien je 4, Spanien und Brasilien je 3, Niederländisch-Indien 2 und Japan 1. Auf die drei Hauptabtheilungen für Herren-, Damen- und Wäsche- und Schneiderei kommen 224, beziehungsweise 412 und 107 Schüler und Schülerinnen. Seit ihrem nunmehr achtjährigen Bestehen haben bereits 4158 Herren und Damen ihre fachwissenschaftliche, theoretische und praktische Ausbildung auf dieser bewährten Lehranstalt erhalten.

b. Für die deutsche Turnwelt ist das Jahr 1885 ein Jubiläumsjahr. Jung, wie ihr Aufschwung nach langer Unterdrückung ist, handelt es sich allerdings meist um 25-jährige Jubiläen. Vorauf geht jedoch der hundertjährige Geburtstag Friedrich Friesen's. 1785 war es ferner, daß GutsMuths, der Ahnherr aller Turner, nach Schneesenthal kam. Auf dem deutschen Turnfest in Dresden werden die Turner-Veteranen Dr. Goeg und George ihr Turnfest-Jubiläum begehen. 1860 erschienen die einschneidenden Neu-Verordnungen über das Turnwesen in Preußen und wurde das Turnen in den Volksschulen obligatorisch. In demselben Jahre wurde an der Königl. Central-Turnanstalt der erste Jostlehrer (Prof. Dr. Gulco) definitiv angestellt. Seit 1860 ist Prof. Dr. Voigt Vorkämpfer der Berliner Turngemeinde. Und 1860 wurden die beiden ersten akademischen Turn-Vereine, davon der eine in Berlin, gegründet. Das Jahr 1860 war eben ein Fest des turnerischen Aufschwunges.

g. Aus der Sylvesternacht. Der in der Blumenstraße Nr. 50 wohnhafte Schneider Hartmann gerieth in einem Schanklokal der Krautstraße wider seine Abicht mit mehreren Gästen in Streit, bei welchem er einen Messerstich in die Schulter erlitt. Nach der in derselben Straße befindlichen Sanitätswache gebracht, vermittelte er, nachdem ihm die erforderliche Hilfe geleistet worden war, erst jetzt seinen Winterüberzieher. Eine sofortige Nachforschung in dem betreffenden Lokale ergab, daß die Thäter sich entfernt und den vermittelten Ueberzieher mitgenommen hatten. Hartmann hatte somit nicht nur einen Messerstich davongetragen, sondern ihm war auch noch der Ueberzieher gestohlen worden. — Nebenbei erging es dem in der Remelerstraße 80 wohnenden Arbeiter Albert Ohlsfeld. Derselbe wurde in einer Schankwirtschaft an der Remeler- und Müddendorferstr.-Ecke von mehreren Gästen aufgefordert, seinen humoristischen Vortrag zu halten. D. fand sich hierzu aus bereit, erntete aber nach Schluß desselben für denselben großen Un dank; denn kaum hatte er den „humoristischen“ Vortrag beendet, als die Zuhörer über den D. herfielen und ihn so übel zurichteten, daß D., aus mehreren Wunden blutend, gleichfalls nach der Sanitätswache in der Blumenstraße gebracht werden mußte. — Der Schlossergeselle Friedrich Göge, Grüner Weg Nr. 65 wohnhaft, wurde am Thiergarten ohne jede Veranlassung von mehreren Männern überfallen und übel zugerichtet. Es ist gelungen, einen der Thäter zu ergreifen und nach der Volkswache zu führen.

N. Sylvesternacht mit den Zulus. Die Zulu-Kaffern im Kasstischen Panoptikum, die wegen ihrer theilweisen Ähnlichkeit mit unseren jüngsten Landsleuten an der Südwestküste Afrikas ein ganz besonderes Interesse verdienen, haben die diesjährige Sylvesternacht bei einer Privatfeierlichkeit, die die Herren Gebieler Kasst für den engeren Familienkreis veranstalteten in originellster Weise mitgegangen. Wenn die Freudenstänze und Gesänge dieser schwarzen Menschenbrüder insofern ihrer Ausdauer und Virtuosität auch allen Respekt erregten, so muß man doch sagen, daß sie bei weitem nicht eine solche Abscheu erregten, wie die dort kürzlich gehörten Gesänge der Kanibalen von Neu-Queensland; die Sprache der Zulus ist sehr wohlklingend und volltönend, wenn dieselbe auch wie bei allen südafrikanischen Völkern mit ganz eigenthümlichen Schnalzlauten durchsetzt ist. Ihre Begrüßungsformel unserem deutschen „Guten Tag, wie geht's?“ lautet zagebone, für gute Nacht sagen sie hamee gassal, während sie alles, was nach ihren Begriffen schön ist, mit muschle bezeichnen. Bizarren, diesen stark gebiebrten Gegenstand nennen sie igwai, Berliner Schrippen haingar u. c. Da die Zulus in Bismarck leben, so ist der Begriff von Familienleben bei ihnen weniger ausgeprägt. Der Häuptling Cetewayo hatte beispielsweise 300 Frauen, deren eine die Mutter der bei der Karawane befindlichen Prinzessin

war sehr besorgt und wurde auf Olga, die immer nur lachte und lachte, kaum daß ich mich erholte, beinahe sehr böse. Am nächsten Tage kam der Offizier, sich um mein Befinden zu erkundigen. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß mir das Herz stille stand, als er ins Zimmer trat. Ich fand kaum die Kraft zu den einfühligsten Antworten, die ich gab. Zum Glück entwickelte sich zwischen dem Fremden und meinem Vater bald ein Gespräch über militärische Dinge. Ahnte der schreckliche Mensch, daß er die Ursache meiner Ohnmacht gewesen war, ahnte er überhaupt den Zusammenhang der Dinge? Jedenfalls ließ er nichts davon merken, wenn er in dieser Beziehung auch vielleicht eine Vermuthung hatte. Olga richtete meinen gesunkenen Muth indessen auf, indem sie mir vorstellte, daß es ja ganz dunkel war, als ich mich in das Zimmer des Fremden verirrt hatte, und daß er deshalb weber meine mangelhafte Toilette, noch meine Gesichtszüge wahrnehmen konnte. Sie stellte mir vor, daß ich möglichst unbefangen erscheinen müßte, um den „Feind“ nicht selbst auf eine „Spur“ zu leiten — Du siehst, liebe Marie, wie kommen selbst in unseren Ausdrücken schon ins „Militärische“.

Neht bald entwickelte sich nämlich ein sehr lebhafter Verkehr mit unserem Zimmernachbar, dem preussischen Offizier, der sich durchaus nicht als der „schreckliche Mensch“ erwies, als der er mir anfangs erschien, sondern ganz im Gegentheil ein charmanter, liebenswürdiger Cavalier war, der für Deine kleine Freundin immer mehr Interesse an den Tag legte und den auch Deine Freundin — warum soll ich es nicht gestehen? — bald gerne, sehr gerne sah. . . . Zwei Wochen waren noch nicht um, da hielt er schon um meine Hand an. Er räthst Du die Antwort, die ich auf seine Werbung gab? Sie lautete: „Mit Vergnügen!“

Ja, „dunkel“ in der That sind manchmal die Wege des Schicksals — bei Ereignissen von so wunderbarer Fügung ist das Philosophiren wohl am Plage. Ist die Geschichte der Liebe und Verlobung Deiner Freundin kein komischer Roman? . . . Diesen Winter findet die Hochzeit statt, ich hoffe, Du wirst bei ihr nicht fehlen. . . .

Amazula ist. In London müssen sich die Julius schon ziemlich gut akklimatisirt haben, denn während sie in ihrer Heimath nur von Milch und Hirse, Durba genannt, resp. Fleisch leben, genießen sie hier Kaffee und mit Butter geschmiertes Weizbrod, ebenso auch Fleisch, das auf europaische Art zubereitet ist.

a. Ein Geschäftskollege. Der hieselbst wohnhafte Handelsmann M., welcher einen Handel mit geschlachteten Gänsen betreibt und sein Fuhrwerk im Redonnanzhaus in der Neuen Königstraße eingestrichelt hat, hatte seit vier Wochen einen Arbeiter St. als Gehilfen angenommen. Dieser nahm nun vorgestern Abend unbemerkt 6 Gänse vom Wagen und verkaufte dieselben für eigene Rechnung. Dieser von ihm eingerichtete Nebenhandel gestiel dem St. und am Neujahr-Morgen nahm er das ganze Fuhrwerk und er wollte den Rest der auf dem Wagen befindlichen Gänse verkaufen. Er konnte aber an dem Feiertage, an welchem die hiesigen Familien schon mit ihrem Mittagsbraten versehen waren, nur noch zwei Gänse loswerden, und er schickte den Wagen und das Pferd durch einen Dienstmann zur Ausspannung zurück. Als M. hiervon benachrichtigt war, suchte er des St. habhaft zu werden, den er auch in der Wadjeistraße in einer Restauration antraf, als er daselbst noch zwei geflohene Gänse verkaufen wollte. St. wurde festgenommen und zur Haft gebracht.

g. Die Aushängeläden der Schreiblehrer in Berlin sind in letzter Zeit wieder einmal als günstiges Objekt der Verführungsmacht einer gewissen Klasse von Menschen ausbeutet worden. Es gelingt dies, ohne dabei angetroffen zu werden, um so leichter, als die nicht geschützten Aushängeläden meistens in unbewohnten Baukästchen sich befinden. Die von den Schreiblehrern ausgelegten Verlobungen für die Anzeige veralteter Verführer sind daher auch stets erfolglos gewesen, und auch den Sicherheitsbeamten gelingt es nur in den seltensten Fällen einen jener Personen in flagranti zu ertappen.

a. Auf eine Schwindlerin haben wir vor Kurzem aufmerksam gemacht, welche sich als die Frau eines Schuhmannes ausgibt und Einkäufe ohne Zahlungen zu leisten macht. Dieselbe hat während des Weihnachtsmarktes in Spielwaren-Geschäften u. Einkäufe gemacht und sich als die Frau eines im Reider des betr. Ladens beschäftigten Schuhmannes ausgegeben, um dadurch einen Kredit zu erlangen und die Waaren ohne Zahlung zu erlangen. Hauptsächlich aber betreibt die Frau ihre Schwindereien auf den Wochenmärkten, und da sie ein recht angenehmes Aussehen hat, und gut zu reden versteht, so wird ihr leider viel Vertrauen geschenkt. So hat sie vor Kurzem auf dem Wochenmarkt am Dönhofsplatz von einer Handelfrau drei Suppenhähner, ein anderes Mal von einer Schlachterin drei Suppenhähner, ein anderes Mal von einer Kippesperer gekauft, unter der Vorspiegelung, daß ihr Mann, der als Schuhmann Dienst auf dem Markt verrichte, die Sachen bezahlen werde. Im zweiten Fall hat sie sich noch den 11-jährigen Sohn der Schlachterin mitgeben lassen, um das Geld von ihrem Manne aus der Wachtstube abzuholen, sie hat jedoch den Knaben unter nichtigem Vorwande ohne Geld zurückgeschickt. Am 30. d. M. hat sie von der Frau eines Bildhauers, ebenfalls auf dem Wochenmarkt am Dönhofsplatz zwei Hahnen entnommen, unter dem Vorwande, die Frau des Schuhmannes Krüger zu sein, der die Hahnen vor der Beendigung seines Dienstes bezahlen werde. Die bisher noch nicht ermittelte Schwindlerin ist eine junge, hübsche und anständig gekleidete Frau, hat rundes Gesicht mit gesunder Farbe und spricht viel und schnell.

g. Selbstmord. In einem größeren Hotel in der Friedrichstraße vergiftete sich in der Nacht vom 1. zum 2. d. M. mittels Blausäure der in der Neuen Friedrichstraße wohnhafte Kaufmann M. M. war längere Zeit brustleidend und hat daher in dem gedachten Hotel in einem daselbst gemietheten Zimmer seinem Leben ein Ende gemacht. Obgleich man auf den Selbstmordkandidaten noch so zeitig aufmerksam wurde, daß man ihn lebend antraf und einen Arzt herbeiführen konnte, so war es doch nicht mehr möglich, den M. am Leben zu erhalten. Er starb bald darauf anscheinend am Lungen Schlag. Die Leiche des M. wurde später nach der Morgue geschafft.

Wegen „Bierplautscherei“ soll, nach der Mittheilung eines Lokalreporters, wiederum gegen einen hiesigen größeren Restaurateur die strafrechtliche Untersuchung eingeleitet worden sein. Derselben wird zur Last gelegt, daß er sog. echte Biere mit hiesigen Bierem statt verschmittet und dennoch als echte Biere verkauft habe.

Belle-Alliance-Theater. Die Aufführungen des Schönthanschen Schwanke „Der Raub der Sabinerinnen“ erhalten in so fern von heute ab einen neuen Reiz, als Herr Emil Thomas und Fräulein Odette die von ihnen am Wallner-Theater kreirten Rollen des Striebs und der Paula wieder geben. Für Herrn Strachmann tritt Herr Ottbert vom Wallner-Theater als Emil Sternich, während Herr Würzburg von hiesiger Bühne die Partdie des Herrn Gutberg, Professor Gollwig, übernommen hat.

Polizei-Bericht. Am 29. v. M. Morgens verunglückte die unverheiratete Wölkle in der Wohnung ihrer Dienstherrin, Schöneberger Ufer 17, dadurch, daß sie beim Bestehen der zum Hängeboden führenden Leiter mit derselben umfiel und sich dadurch eine Verletzung der Wirbelsäule zuzog, so daß ihre Ueberführung nach dem Elisabeth-Krankenhaus erforderlich wurde. — Am 31. v. M. Nachmittags wurde ein Herr beim Uebersteigen des Fahrdommes vor dem Hause Unter den Linden 72 durch einen Geschäftswagen überfahren, wobei er einige anscheinend unerhebliche Verletzungen erlitt. — In derselben Zeit wurde die 5 Jahre alte Tochter des Schuhmachers Holtz, Karlsstraße 38 wohnhaft, vor dem Hause Karlsstraße 8 durch einen Geschäftswagen überfahren und am linken Fuß und Arm, jedoch nicht lebensgefährlich, verletzt.

In der Nacht zum 1. Januar, gegen 2 Uhr, entstand in dem Hause Ballhofstraße 22 eine Schlägerei, bei welcher mehrere Personen mittels gefährlicher Werkzeuge mehr oder minder verletzt wurden. — Am 1. d. M. Nachmittags wurde der Arbeiter Bollrecht auf dem Fluß des Hauses Köpnickstraße 168 bestenfalls und am Kopfe blutend vorgefunden und nach Verhörtung gebracht. Derselbe ist vermuthlich auf der Treppe gefallen und herabgestürzt. — Um dieselbe Zeit brach sich in der Ballhofstraße ein Mann in einem Anfall von Delirium tremens in selbstmörderischer Absicht mit einem Messer drei, jedoch nicht lebensgefährliche Stiche in die Brust bei. Derselbe wurde nach dem hiesigen Krankenhaus in Friedrichsbain gebracht.

Gerichts-Zeitung.

Eine Entführung. Georg Frank, Gastwirth in Maria-Langendorf, ist trotz seiner 43 Jahre ein schöner Mann, den man leicht für viel jünger halten könnte. Georg Frank ist bereits zum zweiten Male verheiratet; aus seiner ersten Ehe hat er einen 19-jährigen Sohn. Im vorigen Jahre kaufte Frank mit Anna Wöhler, der damals 17-jährigen, sehr hübschen Tochter des Bürgermeisters in Maria-Langendorf, ein Liebesverhältniß an. Anna Wöhler besuchte in Wien die Gesangs-Schule des Konservatoriums und dies gab Gelegenheit, daß die Liebenden häufig zusammen allein nach Wien fuhren und hier verlebten. Am 1. Oktober v. J. machte Anna Wöhler ihrem Geliebten die Erklärung, daß das Verhältniß von Folgen begleitet sei. Das Mädchen äußerte große Furcht vor ihrem Vater, und dies umso mehr, als sie bereits in ihrem zwölften Jahre das Unglück hatte, einem unfruchtlichen Attentat zum Opfer zu fallen. Sie forderte den Frank eindringlich auf, sie vom Elternhause fortzubringen, sei es wo immer hin. Anfangs sträubte sich Frank; endlich gab er nach. Am 17. Oktober begab sich Anna Wöhler angeblich ins Konservatorium nach Wien, lehrte jedoch nicht mehr ins Elternhaus zurück.

Am 18. Oktober trafen Frank und seine Geliebte in einem Hotel zusammen, verließen am Abend Wien und begaben sich nach Przemysl, wo sie am 12. Dezember eruiert wurden.

Vor ihrer Abreise hatten Beide an ihre Angehörigen Abschiedsbriefe geschrieben, welche damals allgemein zu dem Glauben führten, das Liebespaar habe gemeinsam den Tod gesucht. Frank überlieferte seiner Frau einen größeren Geldbetrag und beauftragte seinen Vertreter, seinen ganzen Besitz zu verkaufen. Er nahm in den Briefen Abschied, da er nicht mehr zurückkehren konnte. Anna Wöhler schrieb ihren Eltern, daß sie nimmermehr nach Hause komme, da sie den Schmerz, welchen sie ihnen bereitet, nicht mehr ertragen könne, nahm im Briefe Abschied und bat um Verzeihung.

Nach ihrer Ausfuhrung in Przemysl wurden Beide nach Wien befördert und Frank dem Landesgerichte eingeliefert. Heute ist er von einem Erkenntnißsenate (Vors. L. G. R. Dr. v. Holzinger, Ankläger St. A. S. H. Granichsäden, Verteidiger Dr. Steger) wegen Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit, begangen durch Entführung, angeklagt.

Georg Frank erklärt sich nicht schuldig. Er habe sich verpflichtet gefühlt, das Mädchen in Sicherheit zu bringen, bis der erste Born ihres Vaters, vor dem sie sich sehr fürchtete, vorüber sein werde. Er habe die Absicht gehabt, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und mit der Geliebten eine Siebenbürger Ehe einzugehen. Schon im August dieses Jahres habe er seinem Rechtsvertreter den Auftrag gegeben, die Scheidung einzuleiten. Er wollte das Mädchen wieder nach Wien zurückbringen und hatte den festen Entschluß, zu Weihnachten hier wieder einzutreffen, weshalb er auch die Wohnung in Przemysl bereits gelündigt hatte.

Anna Wöhler, welche als Beugin vernommen wird, wird über Beschluß des Gerichtshofes nicht beider, da sie dringend der Teilnahme an dem Verbrechen verdächtig sei, weil das Objekt des Verbrechens nicht sie, die Entführte, sondern die väterliche Gewalt ist. Ihre Aussagen unterstützen die Angaben des Beklagten. Sie giebt zu, daß Frank nur über ihr Drängen fortgereist sei. Die Absicht, den Glauben zu erregen, daß sie einen Selbstmord begehe, habe sie bei Absendung des Briefes an ihre Eltern nicht gehabt. In Przemysl wollte sie bleiben, bis der „größte Standa“ vorüber sein werde. Ursprünglich sollte Frank sich eine Beschäftigung suchen, zuletzt aber war es bestimmt, daß sie zu den Feiertagen nach Wien zurückkehren, wo sie bei einer Schwester des Frank, die Hebamme ist, bleiben sollte. Jetzt sei sie wieder bei ihrem Vater.

Frä. Wo wären Sie hingegangen, wenn Frank Ihrem Drängen nicht nachgegeben hätte und mit Ihnen nicht fortgereist wäre? — Beugin. Ich hätte mir das Leben nehmen müssen. — Dr. Steger. Haben Sie ihm Vorstellungen in diesem Sinne gemacht? — Beugin. Ja, mehrmals. — Dr. Steger. Waren Sie in Aufregung, als Sie das Elternhaus verließen? — Beugin. Wir waren beide sehr aufgeregt; er hat sich gesträubt, die Reise zu machen, er wollte meinem Vater Alles sagen, damit wir hier bleiben können. Ich habe mich aber nicht getraut, weil ich mich vor meinem Vater sehr gefürchtet habe. Als er mir vor Jahren verließ, sagte er mir, es geschieht ein zweites Mal nicht mehr.

Der Vater der Entführten, der Bürgermeister von Langendorf, erklärte, Frank sei sein bester Freund gewesen, von dem er niemals einen solchen gewissenlosen Schritt erwartet hätte. Wenn seine Tochter sich ihm voll und rückhaltlos anvertraut hätte, so würde er ihr vielleicht verziehen haben. Aber heute müßte er den Verführer seiner Tochter verdammen. In seiner Erregung ließ sich der Zeuge zur Beschimpfung des Angeklagten hinreißen.

Der Gerichtshof sprach den Angeklagten gemäß den Ausführungen des Verteidigers Dr. Steger frei, weil er das Verbrechen der Entführung unter unüberwindlichem Zwange begangen habe. In den Gründen wird ausgeführt, daß der Gerichtshof die moralischen Verpflichtungen des Frank gegen die Anna Wöhler in Betracht ziehen mußte.

Das Auditorium nahm das Urtheil mit lebhaftem Beifalle auf. Der Staatsanwalt behielt sich die Rechtsmittel vor. Frank wurde auf freien Fuß gesetzt.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Eine zahlreich besuchte Versammlung der Kolporteurs und Zeitungshändler Hamburgs und Umgegend fand am Montag Abend in „Stadt Bremen“, Niedernstraße, statt. Boid der Versammlung war Stellungnahme zu dem vom 2. Januar an stattfindenden zwei Mal täglichen Erscheinen der hiesigen „Reform“. Durch Artikel war den Kolporteurs am Montag Morgen Preisverantwortung für die doppelte Ausgabe zugesichert mit der Bemerkung, daß die Bezahlung im Voraus — pro Vierteljahr — stattfinden müsse. In der denkbar heftigsten Weise wurde der Herausgeber der „Reform“ von fast sämtlichen Rednern angegriffen wegen dieser Neuerung; von einigen derselben wurde ausgesprochen, es habe fast den Anschein, als wolle der Herausgeber der „Reform“, Herr Dr. Belmonte, von den Jinsen der im Voraus bezahlten Abonnementsgelder die „Reform“ fertigmachen. Von einem Redner wurde vorgelesen, wenn er auf die gestellten Bedingungen eingehen wolle, müsse er innerhalb einer Woche 26000 M. schaffen, und woher diese nehmen? Wenn Dr. Belmonte vierteljährlich das Geld im Voraus haben wolle, so müsse er auch dafür garantiren, daß dem Vertreter der „Reform“ auch die Abonnenten bleiben; für seinen Theil, erklärte Redner zum Schluß, könne die „Reform“ im Pfefferland sein, nur nicht in Hamburg. (Stürmisches Bravo!) Redner kritisierte dann die Haltung der „Reform“, die schon seit 1848 oftmals ihre Gesinnung gewechselt habe; auch heute trage sie den Mantel wieder auf beiden Schultern. Sollte Dr. Belmonte auf seinen Bedingungen beharren, so würde er keine Abend Ausgabe ausbringen, die könne der Herr Dr. Belmonte dann selber besorgen. (Langanhaltender Beifall.) Ein anderer Redner konstatierte die Abnahme der „Reform“ im letzten Jahre und glaubt, diese Neuerung sei der Gnadenstoß der „Reform“. Der Vorsitzende der Versammlung, welcher auch zugleich Vorsitzender des hiesigen Kolporteursvereins ist, vertrat in recht ungeschickter Weise seine Ausführungen, die hauptsächlich darin gipfelten, auch fernerhin das 26. Exemplar als Zugabe zu erhalten, während er die vierteljährliche Vorausbezahlung als selbstverständlich akzeptierte. Von der Versammlung wurde er oftmals stänmisch unterbrochen. Ein Vertreter der „Reform“, der Chef der Expedition, Herr Schilling, will den Anwesenden glauben machen, Herr Dr. Belmonte handle nur im Interesse der Kolporteurs, wenn er auf der vierteljährlichen Vorausbezahlung bestehen bleibe (?); er fand aber bei der Versammlung wenig Glauben. Nach fast zweieinhalbstündiger Debatte wurde der Antrag angenommen, eine Kommission von fünf Personen zu wählen und Herrn Dr. Belmonte folgendes Memorandum vorzulegen: Erstens: Daß es den Kolporteurs absolut unmöglich sei, das Abonnement im Voraus zu bezahlen. Zweitens seien die Kolporteurs erbötig, die Abendausgabe nur unter der Bedingung zu besorgen, wenn sie ihnen des Morgens bei der Morgenausgabe beigeliefert wird; auf andere Bedingungen als diese, könnten sich die Kolporteurs nicht einlassen. Der Bericht über die Verhandlungen mit Herrn Dr. Belmonte wird seitens der Kommission am Mittwoch, den 31. Dezember, in demselben Lokale erstattet werden. Schluß dieser interessanten Versammlung um 12 Uhr.

Generalversammlung des Fachvereins Chirurg. Instrument. und Bandagisten, am Montag, den 5. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Weinmeisterstr. 18. Vorstandswahl.

Kongress der Maler Deutschlands zu Dresden am 26. und 27. Dez. 1884. Delegirte aus allen größeren Städten Deutschlands waren daselbst anwesend. Mandate waren ungefähr 31 vorgelegt, geprüft und für richtig befunden worden. Der Zweck der Zusammenkunft war: Gründung eines Verbandes der Maler und Berufsgenossen über Deutschland. Nach Eröffnung des Kongresses durch Dresden (Nauert) hielt derselbe eine Ansprache um den Zweck des Delegirtentages klar zu legen. Nachdem wurde der Vorstand gewählt und zwar aus folgenden Städten: Hamburg (Schmitt) als 1. Vorsitzender; Berlin (Köhn) als 2. Vorsitzender; Berlin (Nicolai) als 1. Sekretair und Dresden (Nauert) als 2. Sekretair. Als nach der Wahl die Diskussion eröffnet werden sollte, erklärte der die Versammlung überwachende Polizeibeamte, daß, weil es Feiertag (Weihnachtsfest) sei, um 12 Uhr die Versammlung geschlossen werden müßte. Deshalb bemühten sich die beiden Vorsitzenden zur Polizei und erhielten dann die Erlaubniß nach 4 Uhr Nachmittags, weil dann die Kirchengzeit vorüber sei, die Versammlung wieder eröffnen zu dürfen. Der Kongress wurde deshalb um 12 Uhr Mittags geschlossen und von 4 Uhr Nachmittags ab tagte derselbe wieder und zwar bei sehr lebhafter Debatte bis 12 Uhr Abends. Nach Wiedereröffnung des Kongresses wurden die indirekten Mandate durch Abstimmung vertheilt und fielen die Mandate der Städte Gera auf Altenburg (Hey), Flensburg auf Hamburg (Scherneck), Duisburg und Br. Minden auf Hagen (Hübner), Königsberg auf Leipzig (Wiederanders), Frankfurt a. M. auf Berlin (Nicolai), Darmstadt auf München (Köber), Kassel auf Hannover (Raue). Die direkten Mandate waren: Berlin (Nicolai und Köhn), Altenburg (Hey), Rotibus (Wolter), Chemnitz (Leonhardt und Mäder), Dresden (Werner und Nauert), Großenhain (Beeger und Hirsch), Hamburg (Schmitt und Scherneck), Hannover (Raue), Hagen, Lüdenscheidt, Elberfeld und Solingen (Hübner), Leipzig (Wiederanders und Nürnberg), München (Köber), Blauen i. V. (Teitel). Nachdem in die Diskussion eingetreten war, wurde beschlossen, den Verband: „Verband der Maler und Berufsgenossen Deutschlands“ zu nennen. Dann trat die Diskussion über den Zweck „Programm“ des Verbandes: Unterstützungskasse für auf Reisen sich befindende Mitglieder, Unterstützung in Nothfällen, Rechtschutz, Verbergsweisen und Pflege des Lehrlingswesens, ein. Die Diskussion war äußerst lebhaft und beizichtigten sich im Allgemeinen sämtliche Delegirte an derselben, da das Programm als das Bornehmste sehr in Betracht gezogen wurde. Besonders beizichtigten sich bis aufs Aeuferste Berlin, Leipzig und Dresden an der Debatte. Ueber die Regelung des Arbeitslohnes entstand ebenfalls noch insbesondere eine lebhafte Diskussion. Die Krankenkassen wurden in der Debatte mit hineingezogen und beschlossen, daß die jüngeren Kollegen (Maler und verwandte Berufsgenossen Deutschlands) der Central-Krankenkasse der Maler und verwandten Berufsgenossen angehören müssen, wenn sie Reise-Unterstützung erhalten wollen. Ueber Fachschulen und Bibliotheken entstand ebenfalls eine heftige Debatte, woran sich besonders die größeren Städte Deutschlands beizichtigten. Es wurde am 1. Kongressstage eine Statuten-Verathungskommission gewählt, um den Gang der Sache zu beschleunigen. Diese Kommission bestand aus Hamburg (Schmitt), Dresden (Nauert), München (Köber). Am 2. Delegirtentage fand dann die Diskussion über die einzelnen Paragraphen des Statuts statt. Sämtliche anwesende Delegirte beizichtigten sich an der Debatte, ganz besonders Berlin, Dresden, Hamburg und Leipzig, um eine Einigung zu erzielen. Der Wichtigkeit der Sache gemäß, wurde die größte Aufmerksamkeit auf den Gang der Debatte verwandt und war das Interesse an der Sache auf dem Gesichte eines jeden Delegirten deutlich zu lesen. Kein Delegirter ließ es an der nöthigen Umsicht fehlen und sprach jeder mit Wärme und Ueberzeugung für das Gute der Sache und suchte seinen Auftrag gewissenhaft zu erledigen. Bis spät am Abend debattirten die Delegirten diesen Tag. Berlin (Nicolai) erhielt das Schlusswort, und mit den warmsten, überzeugendsten Worten bewies derselbe die Wichtigkeit der Sache und sprach den Dank für die nöthige Umsicht und das Interesse, welches sämtliche Delegirten bewiesen, sowie für die Ruhe, mit welcher die Sache behandelt worden, aus, welches ein Beweis sei, daß eine große Einigkeit schon vorhanden sei und für das fernere Bestehen des Verbandes garantire.

Der Fachverein der Holzleger hielt am vorigen Sonntag wieder im Lokale von Wolf und Krüger in der Staligerstraße eine Versammlung ab. Nachdem das Protokoll der letzten Versammlung gelesen und Rassenbericht erstattet war, erhielt der Referent, Herr Viesländer das Wort, um auf Wunsch der Anwesenden einen Vortrag über amerikanische Verhältnisse zu halten. Dem Vortrag folgte eine längere Debatte, an welcher sich verschiedene Vereinsmitglieder lebhaft beizichtigten. Nach Erörterung einiger interner Vereinsangelegenheiten wurde dann die Versammlung geschlossen.

R. Der Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter hatte zum Westen eines kranken Kollegen am Neujahrstage eine Abendunterhaltung und Tanzkränzchen im Lokale Mite Jakobstr. 75 veranstaltet. Der Besuch war ein sehr reger, und das Vergnügen verlief in echt harmonischer Weise. Allen Anschein nach wird das Resultat zu Gunsten des Kollegen ein recht erfreuliches sein.

Eine große Volksversammlung findet am Sonntag den 4. Januar 1885 im Restaurant Golle, Linienstraße 30, statt.

Tischler-Verein. Rotibusstr. 4a. Abends 8 1/2 Uhr: Generalversammlung.

Generalversammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter. Sonnabend, den 3. Januar 1885, Abends 8 einhalb Uhr, in den Grätzelischen Bierhallen. Tages-Ordnung: 1. Abrechnung vom 4. Quartal und Jahresbericht. 2. Vortrag des Predigers emer. Rensdijora über Moral und Stillschlichkeit gegenüber der ganzen Menschheit. 3. Vereinsangelegenheiten, Fragelasten und Besprechung über den am 14. Februar stattfindenden Wiener Maskenball. Mitglieder, welche mit den Beiträgen im Rückstande sind, werden ersucht, diese zum Jahresabschluss zu begleichen. Um zahlreichen Besuch wird gebeten. Gäste willkommen.

Vermischtes.

Die Stadt Chicago besitzt eine große Anzahl von Parkanlagen. Letztere ziehen sich am Nord-, West- und Südseite der Stadt (die Ostseite wird vom Michigan-See begrenzt) und bestehen zum Theil aus vielreihigen Baumalleen, zum Theil aus mächtigen, breiten Parkstraßen. Der meist besuchte Park der Stadt ist der auf der Nordseite gelegene Lincoln-Park, dem häufig von reichen Bürgern weithinholte Geschenke gemacht werden. Eines derselben besteht in zwei Spingeln, welche an dem von der Garfield-Avenue herführenden Gänge lagern. Da die beiden Ungeheuer, wie das bei Spingeln einmal Mode ist, die Quellen der Muttermilch unterhüllt trugen, erregten sie bei solchen Bürgern der großen Handelsstadt, bei denen der Kunstsinne weniger entwickelt ist, als das feinste Anstandsgefühl, schweres Aergerniß, und so groß war die „stille“ Entrüstung, daß die Parkbehörde sich veranlaßt sah, den Spingeln metallene Tefelkugeln („Zerfens“) anlegen zu lassen. Die „Chicago Tribune“ verpötelte ob dieser Abergeltheit die Parkbehörde in einem Leitartikel, an dessen Schluß sie sagt: „Die Kunst darf in unseren Parks nicht länger auf Kosten der Moral gebudet werden, und Bildhauer, welche täuschlich mit Aufträgen betraut werden, sollten es sich merken, daß ihre Statuen Personen mit gutem moralischen Charakter sein müssen, ausgestattet mit allen Erfindungen und Verbesserungen der Kunst.“ — Und die Chicagoer „Freie Presse“ schreibt in einem längeren Artikel über diese Angelegenheit mit

viel Humor: „Am Garfield Avenue Eingang zum Lincoln-Park ruben zwei bronzene Söhne. Es hatte bisher noch Niemand behauptet, daß sie besonders hervorragende Kunstwerke seien. Der Vöhrmann war etwas zu kurz geraten, und die ziemlich voll entwickelte Büste hatte weniger Ähnlichkeit mit derjenigen der Frau Venus, als mit der eines Kutschknechts. Auch sie litt an dem Mangel, an dem alle Kunstwerke leiden, bis her produziert wurden, nämlich: Sie hatten kein Korsett. Das ist jetzt anders geworden. Die kunstfertigen Kommissäre haben den Vöhrmannsfiguren das fehlende Kleidungsstück anmessen lassen, und jetzt ist mit einem Schläge Chicago im Besitze des größten Kunstwerkes, welches die Welt je gesehen hat. Bald wird das Meer der Kunstverständigen, das jetzt in Rom und Florenz seine Zeit verbringt, nach Chicago wallfahrten und ein jeder von ihnen wird einstimmig in den Ruf: „Noch die Lincoln-Park-Kommissäre!“

Eine Reihe von Familientragödien wird der „Magdeb. Blg.“ wie folgt gemeldet: Braunschweig, 28. Dezember. Heute ist in die Nähe des Hohenthores eine Mutter mit ihrem Kinde in die Oer gefahren. Die Frau ist noch lebend dem Wasser entzogen. Wenn es wahr ist, daß, wie es heißt, das Kind nicht getötet worden ist, so läge, abgesehen von dem Selbstmordversuche, ein Mord vor. — Rom, 28. Dezember. In Gantersberge hatte an einem der letzten Abende der Butterhändler Krieger einen kleinen häuslichen Riß mit seiner Ehegatten. Als ihm die erbohte Frau erklärte, sie wolle sich von ihm scheiden lassen, zündete der Mann die Laterne an, ging hinaus in die Scheune, nahm einen Strich und erhängte sich. Als nach einer Weile die Frau nach dem Verbleib des Mannes forschte, fand sie ihn am Strich hängen; er war starr und todt. — In Haffelsfeld fand man vor einiger Zeit die Ehefrau des Handarbeiters Christian Keffels todt an einer Thür hängen. Wenn auch anfänglich Selbstmord angenommen wurde, so entstand doch nach und nach der Verdacht, daß der eigene Ehemann an der Frau einen Mord begangen habe. Er wurde in Haft genommen und hat jetzt eingestanden, daß er mit Vorbedacht seinem Opfer beim Abendbrot die Schlinge eines Stricks um den Hals geworfen, es erdroffelt und dann erst an eine Thür gehängt habe.

Wie viel erhabener bedarf es, um ein einfaches Hemd zu nähen? Diese Frage hat sich neulich eine Weisheitsrührerin in Leicester (England) gestellt und mit bewundernswürdiger Genauigkeit beantwortet. Wir lassen das Ergebnis ihrer Berechnungen hier folgen: Kragen zu nähen (4 Reihen) 3000 Stiche; Enden desselben 500; Knopfsöcher und Annähen der Knöpfe 150; Kragen annähen und Zusammensetzen des Hemdes am Halse 1204; Gletschlüch (kurze Manschette) 1228; Enden desselben 68; Gletschlüch (lange Manschette) 264; Hemmel zusammensetzen 840; Annähen des Gletschlusses 1468; Auflegen der Schulterblätter, je drei Reihen 1880; Säumen des Einsages 388; Nähen der Reime 2554; Einsetzen derselben und der Reile 3050; rund herum 1526; Rätze 848; Einsetzen der Seitenleiste 424; unterer Saum 1104; Gesamtzahl der Nadelstiche 20,649.

Das amerikanische Thier. Es genannt, ist so langsam in seinen Bewegungen, daß es bis jetzt die Geduld aller Naturforscher erwidelt hat, die es beobachtet wollten. Es würde, wenn es ohne Unterbrechung fortschritte, in 24 Stunden höchstens 50 Schritt, und in 5 Monaten 1 Meile machen. Allein dahin kommt es nicht. Es ruht unterdessen so oft aus, und so lange, daß es sich wahrscheinlich in 6 oder 7 Jahren keine Meile weit bewegt hat. Das ist von Vögeln, und wie lange es jubirt, um, vom größten Hügel getrieben, einen neuen Baum zu ersteigen, ist aus der Naturgeschichte bekannt. Dagegen läuft ein Pferd in 1 Sekunde, wenn es Roth thut, 40 bis 50 Fuß, und die schnellsten Vögel, als Adler, Schwalben u. s. w. durchfliegen ungeschwungen denselben Raum, oft in einer Stunde 12 Meilen. Die Schwalben können daher, wenn sie heute Deutschland verlassen, den folgenden Tag in Afrika sein. Beweise dafür: Heinrich II. verlor

zu Fontainebleau einen Falken, der am folgenden Tage auf der Insel Malta, 230 Meilen von Fontainebleau, gefangen wurde. Der Herzog von Verma erhielt einen Falken aus Teneriffa an, nachdem er in 16 Stunden 150 Meilen gemacht hatte.

Wanderratten. Ein nach Tausenden zählender Zug Wanderratten passirte am 16. Decbr. des Ort Reddinghausen in Westfalen. Die Ratten kamen aus Goedsdorf über die Dörfer Lette, Wehlde, Bornste. Sie durchschwammen die Steyer und bei Flasseheim die Lippe, worauf sie nach Reddinghausen wanderten. Von da gingen über Heren, worauf sie sich bei Grimberg in die Ems warfen. Von Heren hört man nicht viel.

Ueber ungläubliche Leistungen der russischen Zensur schreibt man der „Germania“: Es handelt sich hier um polnische katholische Gebetbücher in Wilna, welche man zwar schon früher oft und gründlich revidirt und purifizirt hat, welche aber in den letzten Jahren mit einer besondern Sorgfalt einer erneuten genauen Untersuchung und Korrektur unterworfen worden sind. In den im Jahre 1883 von der Zensur durchgesehenen Gebetbüchern sind verschiedene Gebete und Psalmen zugesetzt oder verändert worden. Gestrichen sind: das Gebet um die Ausrottung des Sektenswesens, das Gebet und die Vitaneil vom heiligen Casimir und eine Anzahl rein religiöser, zum Theil mittelalterlicher Kirchenlieder. Dafür hat man ein neues Gebet „für die Behörden“ eingefügt; dasselbe lautet also: „Gott, ich danke Dir für die Wohlthaten und die Gnade, die Du uns durch unsere Behörden zuführst. Gib ihnen dafür die zeitige und die ewige Belohnung. Beweise es, daß Sie Ihre Macht im Einklang mit Deinem h. Willen gebrauchen und daß wir uns ihnen willig und ohne Murren unterwerfen. Sende ihnen, Gott, die Weisheit und die Gnade, daß Sie Alle und in Allem das Wohl unseres Vaterlandes Russland bewahren und von Deiner Wahrheit nicht abweichen. Beschütze Sie mit Deiner himmlischen Kraft, damit Sie immer unter Deiner Obhut bleiben und das erste sein, um was Sie Dich bitten. Durch unsern Herrn etc.“ In den Gebeten, in welchen früher schon „der Monarch“ eingeführt wurde, steht jetzt: „unser väterlicher Alexander Alexandrowitsch“. Sie und da figurirt: „unser Vaterland Russland“. Am schlauesten wurde aber der uralte polnische Gesang „Bogoradica“, der der Segne nach vom heiligen Adalbert gedichtet sein soll, zugerichtet. An Stelle des Wortes „mich“ oder „uns“ (s. B. „nimm uns in Deine Obhut“) ist überall das Wort „Russland“ eingesetzt. Die ganze Strophe, in der folgende Redewendung vorkommt: „Laß uns aufstehen aus den Sünden“ ist weggelassen, da das Wort „aufstehen“ an einen Aufruf, Erhebung, erinnern könnte. Auch der Katechismus mußte verbessert werden. So sind die sieben Weisheit der christlichen Barmherzigkeit auf sechs reduziert worden, indem das sechste Wort: „die Gesandten trösten oder lösen“ im Reiche der Thoren nicht geübt werden darf und deshalb gestrichen wurde.

Ein Arzt — so wird aus Rülheim a. Rh. berichtet — hatte sich jüngst statt des „stehenden Möbels“ ein „Reitrad“ angeschafft, um eisenernde wohnende Patienten zu besuchen. Am 27. d. M. hatte er aber, als er einem begebenen Fuhrwerk ausweichen wollte, das Rad wegschleudert, mit dem neuen Gefährt den Abhang hinunter zu stürzen und den Arm zu brechen, so daß man ihn in seine Wohnung schaffen und einen Kollegen zu Hilfe rufen mußte.

Gruseliges aus Irland. Aus London, 25. d., wird geschrieben: Von Zeit zu Zeit kommen Einem Geschichten zu Ohren, welche uns glauben machen, als stammten die Irlands in direkter Linie von dem aus „Grimm's Märchen“ wohlbekanntem Jungen ab, der da ausging, das Gras zu lernen. In ein Todesfall in der Familie vorgekommen, so wird das traurige Ereigniß durch sogenante „wakes“ gefeiert; d. h. Bekannte und Freunde versammeln sich im Leichenzimmer und bringen mehrere Nächte mit Trinken und Singen zu, bis ihnen das Geld ausgeht oder der Leichengeruch die Anwesenden

nöthigt, die unschuldige Ursache der Ausgelassenheit in die fähle Erde zu versetzen. Da ging es jüngst bei einer „wake“ recht hurt zu. Als der Brantwein und das tolle Singen die Köpfe der Trauergesellschaft genügend erhitzt hatte, wurde die Leiche aus dem Bett geholt, an den Tisch gesetzt und zum Ansehen eingeladen. Damit noch nicht zufrieden, stellte sich einer der Ausgelassensten hinter den Todten und gab eine Art Hanswursth-vorstellung zum Besten, welche allgemeinen Beifall fand. Schließlich wanderte die Leiche von Hand zu Hand durchs Zimmer und es ist nicht überraschend, zu hören, daß ein Nachbar erklärte, am Morgen sei unter der ganzen Gesellschaft außer der Leiche Niemand — bei Sinnen gewesen. — In Coit haben tolle Gesellen dieser Tage an dem Leichnam einer alten Dame einen Rubenreich verübt, der selbst in Ysmore eine Mrs. Hillier, die Gattin eines Obersten, den sie trotz ihrem hohen Alter vor etwa zwei Jahren geheiratet hatte. Sie wurde im Familiengemüthe beigezogen und ihr Tod wurde in ihrem Wohnort, wo sie sehr geliebt und geachtet war, sehr beklagt. Am letzten Montag bemerkte Jemand, daß zufällig am Familiengemüthe vorbeigang, daß dieselbe gewaltsam gefasst war und entdeckte bei näherer Inspektion, daß der Sarg der alten Dame fehlte. Das Gerücht von dem Vorfall verbreitete sich in der ganzen Nachbarschaft und man fand den Leichnam im Fluß, etwa 130 Meter von der Begräbnisstätte entfernt. Es ist schwer, einen Grund für diese schreckliche That zu finden. Zwar hatte ihre Ehe unter ihren Verwandten, welche ihren bedeutenden Reichtum zu erben hofften, viel Aerger verursacht, doch ist nicht glaublich, daß sie ihrer Enttäuschung auf so aherzortentliche Weise Luft zu machen suchten.

Ein Gaunerstückchen, von Heinrich Kuffler, dem in letzter Zeit vielgenannten Wiener Spelanten, ausgeführt, wird in Wiener Blättern erzählt. Vor mehreren Jahren, als der Hauswirth in der höchsten Blüthe stand, erliefen Kuffler eines Morgens im Komptoir eines der reichsten Holzhändler Wiens und fragte ihn, ob er einen Bauplatz verkaufen wolle. Die Antwort lautete entschieden ablehnend. Der Spelant ließ sich nicht abschrecken. „Ich muß Ihnen riesigen Bauplatz haben“, rief Kuffler, „und Sie werden ihn mir verkaufen.“ — „Unter keiner Bedingung.“ — „Ich biete Ihnen eine halbe Million.“ — „Nicht, wenn Sie mir das Doppelte geben.“ — „Gut, so zahle ich eine Million.“ — Auf den Holzhändler machte das Angebot dieser riesigen Summe einen gewaltigen Eindruck, aber er wiederholte sein Nein. — „So gebe ich Ihnen 1 1/2 Millionen und zum Beweise, wie ernst es mir ist, lege ich 50,000 fl. als Drangabe auf den Tisch.“ — Dem Besitzer des Bauplatzes wollte der Schweiß auf der Stirne — an der halb Millionen — es war der pure Wahnsinn, aber da lagen ja 50 Tausend Tausender Noten. Er bat um 24 Stunden Bedenkzeit. — Nach Ablauf dieser Frist war das Geschäft abgeschlossen, der Holzhändler mußte binnen zwei Monaten geräumt sein und in vierzehn Tagen sollte der Kaufschilling erlegt werden. — Die erste Sorge des Holzhändlers bestand nun darin, sich um einen neuen Holzplatz umzusehen, aber es war kein geeigneter zu finden. Wie durch Zufall fand sich ein Agent bei ihm ein, der ihm einen ausgezeichnet gelegenen Platz zum Kaufe anbot. Der Agent forderte 600,000 Gulden, aber der Kauf mußte binnen 24 Stunden abgeschlossen sein, da sich schon ein anderer Käufer gemeldet habe. Der Holzhändler schwankte und überlegte, aber die Nachfrage nach Bauplatzen war damals eine riesige, zudem machte er ja doch mit den zugesicherten anderthalb Millionen ein kolossales Geschäft. Er schloß den Kauf ab. Am nächsten Tage erhielt er von Kuffler die Anzeige, daß es ihm unmöglich sei, den Kauf zu realisiren und daß daher die 50,000 fl. versallen seien. So hatte Kuffler mit Hilfe eines geschickten Agenten einen Bauplatz, den er um 400,000 fl. gekauft hatte, um 600,000 fl. verkauft, und da die 50,000 fl. Drangabe versallen waren, noch immer 150,000 fl. profitirt. Der Holzhändler verfügte jetzt über zwei Plätze.

Theater.

- Königliches Opernhaus:** Sonnabend: Carmen.
- Königliches Schauspielhaus:** Sonnabend: Wallenstein's Tod.
- Deutsches Theater:** Sonnabend: König Richard der Dritte.
- Reichsanstaltstheater:** Sonnabend: Der Kaiserliche Schwan in 4 Akten von Franz und Paul Schönthan.
- Neues Reichs- u. Wilhelmstädtsches Theater:** Sonnabend: Gasparone.
- Kentral-Theater:** Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst. Sonnabend: Der Walzerkönig.
- Rektion-Theater:** Sonnabend: 16. Gastspiel des Signor Ernesto Rossi. Dithello.
- Walhalla-Operetten-Theater:** Sonnabend: Silke.
- Königsstädtisches Theater:** Sonnabend: Der Millionen-Barbier.
- Opern-Theater:** Sonnabend: Am Lande der Freiheit. Sensations-Schauspiel in 3 Akten von G. von Gordan. Bonn haben Billigkeit.
- Bühnen-Theater:** Sonnabend: Die goldene Spinne.
- Bittoria-Theater:** Sonnabend: Sulfurina.
- Alhambra-Theater.** Sonnabend: Die Himmlerle von Berlin, oder: Ein Mann aus dem Boile.

Arbeiterbezirksverein der Dranienburger Vorstadt und des Wedding.

Montag, den 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, im Wedding-Park, Rülkestr. 178.

General-Versammlung

Tagesordnung: 1. Berichterstattung über das verfloßene Quartal. 2. Wahl einer Statutenänderungs-Kommission. 3. Vortrag. 4. Bericht des Vorstandes. 5. Frageliste. 6. Zutritt. Um zahlreiches Erscheinen ersucht der Vorstand.

Fachverein der Schmiede.

Montag, den 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, im Vereins-Lokal, Kommandantenstr. 77-79.

2. ordentl. General-Versammlung.

Tages-Ordnung: 1. Kassenbericht. 2. Bericht der Kommission. 3. Neuwahl des Vorstandes. 4. Vereins-Angelegenheiten. Wegen der Wichtigkeit der Tages-Ordnung ist das Erscheinen aller Mitglieder Ehrensache.

Verein der Metallarbeiter Berlins.

Hierdurch machen wir den Mitgliedern bekannt, daß am Montag, den 5. Januar 1885 keine Mitgliederversammlung stattfindet.

Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Zentral-Kranken- und Begräbnis-Kasse für Frauen

(fr. G. Offenbach a. N.) findet von jetzt ab nur Andreaskir. 20, Hof v. 3 Tr. statt, und zwar Mittags von 8-9 Uhr Abends, Sonntags von 8 bis 8 1/2 Uhr. Im Auftrage: Richter.

Große Volks-Versammlung.

Sonntag, den 4. Januar 1885, Vormittags 10 Uhr, im Restaurant Golle, Vintenzstraße 30.

Der geschl. Maximalarbeitstag

und seine Bedeutung für die Arbeiter. Von 1818

Wilhelm Liefländer.

Preis 15 Pfg. Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44.

Elegante Masken-Garderobe

Fr. Panknin Dranienstraße 178 v. 2. Etage. Ecke Adalbertstr.

Halbfleisch, Brust 35, Reule 40 Pf. 1875

Die Nr. 12 der humoristischen Blätter

„Der wahre Jacob“

„Hieren“ erfunden in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben

Selbstunterricht

in der einfachen und doppelten kaufmännischen

Buchführung

und Darstellung eines neuen abgekürzten Systems

zur doppelten Buchmethode.

Von C. Schmidt, Lehrer d. Handelswissenschaft.

Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“

Zimmerstraße 44.

Drucksachen

aller Art,

namentlich

Circulare, Rechnungs- und Quittungs-

formulare, Adresskarten, Prospekte, Preis-

Courante, Brochüren, Statuten und

Quittungsbücher, Marken,

sämmtliche Formulare für Kranken-

kassen etc.

werden prompt und preiswerth angefertigt.

Buchdruckerei

MAX BADING

Beuthstraße 2.

Todes-Anzeige.
Am Neujahrstage, früh 5 Uhr, verschied nach längerem Leiden mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Bruder, der Jüngerer Gottlieb Wable im 58. Lebensjahre. Um stilles Beileid bitten Die trauernden Hinterbliebenen. Die Beerdigung findet am Sonntag, den 4. Januar, Nachmittags 3 Uhr, vom Trauerhause, Riesenstraße 18, aus statt.

Arbeitsmarkt.

Korbmacher-Gesellen auf Grün verlangt 1680 A. Marwan, Ritterstr. 111. Dreifloßen, Marke E. L. 6,50, Nise 7,00, Marie 7,50 & 1000 St. desgl. 0,85, 0,70, 0,75 „ 100. Preis frei ins Haus A. Schenk, Mühlauerstr. 28. [1525]